24. Jahrgang / Heft 3 März 1930

Neue Wege

Blätter für religiöse Arbeit

INHALT

DIE DOPPELTE GESTALT DES KREUZES / *L. Ragaz*

AUSSPRACHE: Um Tolstoi / 1. *Robert Friedmann* / 2. *Charlot Straßer* / 3. *Nachschrift der Redaktion*

THEOLOGIE UND KIRCHE, III. (Schluss) / *L. Ragaz*

ZUR WELTLAGE: 1. Das Mennonitentum in Russland. *Hans Harder* / 2. Mittelalterliche Verfolgung eines pazifistischen Priesters in Oesterreich. *Premysl Pitter*

RUNDSCHAU: Monatsschau / Erklärung der Religiös-sozialistischen Gruppen zu den russischen Vorgängen / Zur Revision der Alkoholgesetzgebung. *Franz Schmidt* / Für China / Personalia. *Oskar Ewald und L. R.*

REDAKTIONELLE BEMERKUNGEN

JM

Verlag: Vereinigung "Freunde der Neuen Wege"

EINZELHEFT 1 FR. ☆ HALBJAHR 5 FR.

NEUE WEGE, Blätter für religiöse Arbeit

Redaktion: Dr. L. Ragaz in Zürich. Alle Zusendungen für die Redaktion sind an Dr. L. Ragaz, Gartenhofstr. 7, Zürich 4, zu richten.

Druck und Expedition durch Buchdruckerei Reutimann & Co., Arbenzstrasse 20, Zürich 8. Abonnement-Einzahlungen auf Postcheck-Konto VIII 4071, Zürich.

Die **Neuen Wege** erscheinen jeden Monat und kosten in der Schweiz für ein Jahr Fr. 10.—, für ein halbes Jahr Fr. 5.— (durch die Post bestellt 20 Rp. mehr), im Ausland Fr. 12.50 im Jahr und Fr. 6.50 im halben Jahr. Einzelhefte kosten 1 Fr.

Abonnemente können bei der Buchdruckerei Reutimann & Co., Zürich (Arbenzstrasse 20, Postcheck VIII 4071) und bei der Post aufgegeben werden.

Reklamationen sind bei der Druckerei anzubringen.

Vereinigung „Freunde der Neuen Wege“: Präsident: **R. Lejeune**, Pfarrer, Zollikerstrasse 76, **Zürich 8.** Quästorin: Frau **A. Künzler-Giger** in **Flawil** (St. Gallen); Postcheck-Konto IX 3646.

Mit Beginn des Jahrganges 1927 ist die Administration der „Neuen Wege“ für Deutschland, Oesterreich, Finnland und die Tschechoslovakei vollständig an die Druckerei **Reutimann & Co.** in Zürich übergegangen. Die Abonnenten der genannten Länder sind gebeten, sich in administrativen Angelegenheiten ausschliesslich an die Druckerei Reutimann & Co. zu wenden. Hingegen können Zahlungen in Deutschland wie bisher an Herrn Studienrat Waldus Nestler, Parkteich 2, Leipzig N. 22, Postcheck-Konto Leipzig 62621, erfolgen.

Mit der Rückkehr normalerer Verhältnisse fallen die den Lesern in Deutschland, Oesterreich, Finnland und der Tschechoslovakei eingeräumten Preisvergünstigungen dahin. Der Abonnementspreis beträgt daher für das Ausland Schweizerfranken 12.50 (10 Goldmark).

Die doppelte Gestalt des Kreuzes.

Damals sprach Jesus zu seinen Jüngern: Wer mir nachgehen will, der verleugne sich selbst, nehme sein Kreuz auf und folge mir. Matth. 16, 24.

Das Kreuz ist das alte Zeichen des Christentums. Darüber kann kein Zweifel sein. Aber in welchem Sinn ist es das?

1.

In einer doppelten Gestalt gleichsam ragt das Kreuz inmitten der Christenheit empor — man dürfte vielleicht so weit gehen, nicht bloss von zwei Auffassungen des Kreuzes, sondern von zweierlei Art von Kreuz zu reden.

Das Kreuz ist die grosse Gabe Gottes an die Welt. Es ist der Trost der Welt. An ihm erscheint die Liebe Gottes in der letzten Vollendung ihrer Offenbarung und in der höchsten Steigerung ihres Wunders. Hier steigt sie in die tiefsten Tiefen der Not, des Schicksals, des Todes, der Schuld hinunter. Das Kreuz — ob es nun sein musste oder nicht — wird zum Siegel, das auf das ganze Evangelium gedrückt wird, auch auf die Bergpredigt und das Gleichnis vom verlorenen Sohn. Zum Kreuze darf sich flüchten, wer sonst auf der weiten Welt, in den Bereichen seiner Seele, im hohen Himmel und in der tiefen Hölle keine Zuflucht mehr hat — wer es fassen kann, fasse es! —; an das Kreuz darf sich klammern, wen die Wellen der Verzweiflung in die Tiefe reissen wollen; das Kreuz, von dem das Blut Christi rinnt, ist die letzte, festeste Burg der Freiheit für die Seele. Die Auferstehung ist vielleicht noch mehr als das Kreuz, das Osterlicht noch herrlicher als das Karfreitagsdunkel, und vielleicht sollte Ostern noch viel mehr unser Höchstes, sollte das offene Grab unser Zeichen sein, aber das Kreuz, wenn es nicht das Ziel sein soll, so bleibt es doch der Weg. Es ist die offenbare Liebe Gottes in ihrer Unbedingtheit und Unglaublichkeit; es ist die Vergebung der Schuld, die Erhellung des Schicksals, die Ueberwindung des Todes; es ist Gottes kostbarste Gabe an die Menschheit — an die Menschheit, wahrhaftig nicht bloss an die Christenheit.

Und es ist nicht nur Gabe, es ist auch das Gericht der Welt. Am Kreuze wird ja nicht nur das offenbar, was siegt, sondern auch das, was besiegt wird: es wird offenbar die Schuld, wird offenbar das Schicksal, wird offenbar der Tod. Das ganze Weltwesen wird vom Kreuze her gerichtet. Das Kreuz ragt, so wie Dürer und Andere es dargestellt, nicht nur hoch über der Welt, sondern auch hoch über die Welt empor. In der Selbstverleugnung der höchsten Liebe, die sich am Kreuze Gott hingibt, so dass Gott in ihr sich der Welt hingeben kann, tritt das wahrhaft Unendliche

und Uebernatürliche hervor. Denn hier ist aufgehoben, was alles Endliche bindet: das Suchen seiner selbst; hier ist der stärkste Trieb der unerlösten Natur überwunden: der Trieb nach Macht und Geltung. Der Gott, der uns am Kreuze erscheint, ist darum nicht nur ein höchster Ausdruck für Welt und Natur — er ist der Heilige, ist der Richter. Er kann uns darum wirklich von der Welt erlösen. Das Kreuz ist die ewige Reinigung der Welt wie der Seele. Sie verfaulten, verkämen ohne das Kreuz. Es allein ist der Welt mit ihren gewaltigen Götzen und dem Selbstbetrug der Seele überlegen, so wie es dem Schicksal, der Schuld und dem Tod überlegen ist. Es allein offenbart damit, als letztes Wort, den lebendigen Gott. Und wie es die Welt richtet, so richtet es die Religion, die Christenheit, die Frömmigkeit, die Kirche, die Theologie. Diese vor allem — wer es fassen kann, fasse es! — haben ja Christus getötet. Denn auf die Initiative der Kirche hin hat der Staat das Kreuz auf Golgotha aufgerichtet.

Das ist die eine Gestalt des Kreuzes: die edle Gabe Gottes, der Trost und das Gericht der Welt. So hat es, abgekürzt ausgedrückt, zuerst und vor allem Paulus gesehen.

Aber es gibt noch eine andere Gestalt des Kreuzes. Sie tritt uns sozusagen noch vorher entgegen, in den Evangelien, in den Worten Christi, im Wege Jesu selbst. Hier ist das Kreuz Aufgabe, die letzte, schwerste, edelste Aufgabe des Jüngers Christi, und das heisst: des Menschen, der den Weg Gottes gehen will. Das Kreuz ist das eigentliche Zeichen, dass ein Weg der Weg Gottes ist. Hier erhebt sich das Kreuz auf dem Wege der Nachfolge. Dieser ist ein Sterben: die Hingabe des natürlichen Menschen mit seiner Selbstbehauptung, seinem Trieb nach Macht und Geltung in die Selbstverleugnung, in den Tod. Dieser Weg setzt den Dienst an der Sache Gottes in der Welt, die ja Christi Sache ist, voraus. Nur was uns auf diesem Wege begegnet, darf ja Kreuz genannt werden. Denn was uns in natürlichem Schicksal zustösst: Krankheit, Armut, Niederlage aller Art, das nennt man ja wohl auch etwa Kreuz, aber unbefugter Weise. Es ist ein ganz und gar verweltlichter und veräusserlichter Sprachgebrauch. Denn das ist Leid, Not, Unglück, aber Kreuz, Kreuz im eigentlichen Sinn gibt es nur in der Nachfolge Christi; nur auf diesem Wege erhebt sich dieses Zeichen. Kreuz im ursprünglichen, hohen Sinne ist bloss das Leiden, das uns im Dienste Gottes und um dieses Dienstes willen, „um der Gerechtigkeit willen", widerfährt. Es ist die Meinung Christi, es ist auch die Meinung des ganzen Neuen Testamentes, dass keiner den Weg Gottes gehen könne, ohne auf das Kreuz zu stossen. Kreuz zu tragen, ist aber die höchste Ehre, die dem Jünger widerfahren kann. Es gibt nichts Grösseres, als, mit Kierkegaard zu reden, um der Lehre willen leiden. Das Kreuz bezeichnet den Ort, wo Gott und Welt

hart zusammenstossen, auf Leben und Tod, und auch im Leben des Jüngers soll, wie im Leben des Meisters, Gott die Welt besiegen, soll Gott über und um uns stärker sein, als die Welt in uns und um uns, soll der Glaube stärker sein als die Furcht, die Liebe mächtiger als der Hass. Darum kann keiner diesen Ort umgehen, wenn er Jesus nachgehen will.

An diesem Punkte fällt die Entscheidung. Wie Viele kehren um, biegen ab und wie Viele zerbrechen damit vor diesem Zeichen. Sie wollen wohl das Kreuz als Gabe annehmen, aber sie lehnen es ab, wo es als Aufgabe vor sie hintritt; sie sind bereit, vom Kreuze getragen zu werden, aber sie wollen es nicht selbst tragen.

2.

Wir sehen, dass die beiden Arten, das Kreuz zu verstehen, in Widerspruch zu einander, ja in Streit miteinander geraten können.

An und für sich müsste das nicht sein. Gerade das, was der Mensch an der Gabe des Kreuzes erlebt, kann ihn anfeuern und stärken, die Aufgabe des Kreuzes anzunehmen, und umgekehrt wird er gerade durch die Aufgabe des Kreuzes auf dem Wege der Nachfolge zu der Gabe des Kreuzes getrieben. Wir können nicht im Ernste uns von dem Kreuze getragen fühlen, ohne bereit zu sein, es selbst zu tragen, und umgekehrt, wer wollte sich getrauen, s e i n Kreuz zu tragen, ohne von d e m Kreuze getragen zu werden?

Und doch sehen wir, wie diese beiden Arten, das Kreuz zu verstehen, zu zwei mächtigen Grundformen der ganzen Christussache, ja bis zu zwei Arten von Christentum auseinander gehen.

Auf der einen Seite rühmt man das Kreuz als Gabe. Man versenkt sich in die Abgründe seines Reichtums und seiner Geheimnisse. Man baut sowohl einen Kultus als eine Theologie darauf. Wie das Kreuz die Grundform aller Kirchen ist und der Altar dort steht, wo seine Arme sich schneiden, so ruht der ganze gewaltige Dombau der christlichen Theologie auf dem Opfertod Christi. Der Römerbrief des Paulus ist im Protestantismus meistens ihr Ausgangspunkt. Welch eine wundervolle Mannigfaltigkeit des Wortes vom Kreuze steigt aus dem Kirchengesangbuch auf, welch eine Herrlichkeit des Kreuzes aus der ganzen Kunst des Christentums! Vom ersten Kreuzeszeichen in den frühchristlichen Katakomben bis zu Grünewald und Dürer, vom Ausruf des Paulus: „O welche Tiefe des Reichtums und der Weisheit und der Erkenntnis Gottes!“ (Römer 11, 32) bis zu der Matthäuspassion von Bach, welch eine Rolle des Kreuzes!

Aber nun geschieht es wohl, dass man bei dieser Gabe des Kreuzes s t e h e n bleibt. Man ruht darin aus, aber nicht vom Weg zum Weg, vom Kampf zum Kampf, sondern man v e r h a r r t in der Ruhe. Es entsteht jener Q u i e t i s m u s, der die Sache Jesu in der Welt matt setzt. Die Schuld des Menschen, die am Kreuze gesühnt

wird, erscheint so gross, dass unser eigenes Tun, womit wir, unser Kreuz tragend, das sühnende Leiden Christi vollenden könnten und — sollten (vgl. Kol. 1, 24) als lächerlich erscheint. Man nimmt bloss, aber man gibt nicht. Die Sache Gottes in der Welt wird vergessen. Man glaubt im Namen des Kreuzes — dem Kreuze ausweichen zu dürfen. Dass am Kreuze die Welt versöhnt und zugleich gerichtet, gerichtet und zugleich versöhnt ist, erscheint so sehr als das Wesentliche, dass die Weltarbeit im Dienste Gottes darob verblasst. Man überlässt die Welt — Gott? ja, aber unter Umständen auch den Götzen und dem Teufel. Denn was können wir tun? Das Kreuz als Gabe verschlingt das Kreuz als Aufgabe, die Gnade entwertet die Tat, die „Rechtfertigung aus dem Glauben allein" verdrängt die Nachfolge, die Vergebung der Sünden, die man empfängt, lähmt die Erwartung des Reiches und den Kampf um das Reich. Das Kreuz wird zur stärksten Beruhigung der unerlösten Welt, zur Zuflucht einer trägen und feigen Frömmigkeit, zur beliebtesten Freistatt der religiösen Selbstsucht, und mit alledem zur schlimmsten Unwahrheit.

Man könnte freilich einwenden, es gebe auch die umgekehrte Gefahr: Dass man das Kreuz viel zu sehr bloss als A u f g a b e und zu wenig als Gabe verstehe, dass man ob der Nachfolge die Rechtfertigung, ob dem Tun die Gnade, ob dem Trachten nach dem Reiche die Vergebung der Schuld übersehe. Gewiss gibt es auch diese Einseitigkeit. Sie ist die Gefahr der andern Grundform, welche die Sache Christi annimmt. Auf dieser Linie gehen mehr die Ketzer, gehen die Hussiten, gehen die Täufer, gehen alle die, welche die Bergpredigt vielleicht mehr beschäftigt, als der Römerbrief; auf dieser Linie geht Tolstoi, gehen manche Formen des religiös gearteten Sozialismus, geht — wir dürfen ihn wohl einfach hier einreihen — der Rationalismus. Hier kann die Gefahr des Moralismus entstehen. Hier kann man vom Tun des Menschen zu viel erwarten. Hier mag an Stelle des Quietismus ein A k t i v i s m u s treten, der ebensogut zur Versandung führen kann, wie der Quietismus zur Versumpfung.

Gewiss. Aber ich frage: Wo liegt für uns, liegt für das Christentum, wie es heute ist, liegt für den natürlichen Menschen die g r ö s s e r e Gefahr? Es wollen doch alle lieber nehmen als geben; es wollen doch alle Gott beanspruchen; es wollen doch alle von Christus Gewinn haben — auch die weltlichsten und oberflächlichsten aller Christen wollen es irgendwie. Irgendwie wollen sie Hilfe, Erquickung, Trost. Ja, T r o s t vor allem wollen sie. Aber wer will G o t t e s Sache? Wer will z u e r s t das Reich Gottes und seine Gerechtigkeit? Wer will das Kreuz auf sich nehmen, das w i r k l i c h e Kreuz? Sind das Viele? Was für eine Rolle spielt d i e s e s Kreuz in der Christenheit? Erregt es nicht Entsetzen, wo es sich vor Menschen erhebt, die doch „Christen" sein wollen, die doch getauft, unterrichtet, konfirmiert sind?

Aber nun scheint mir klar: Wenn wir nicht das Kreuz als Aufgabe annehmen wollen, wird auch das Kreuz als Gabe entwertet. Es verliert seine Kraft. Denn wie sollen wir die Gabe auch nur verstehen, wenn wir der Aufgabe aus dem Wege gehen? Nur wenn wir die Weltüberlegenheit des Kreuzes in der ganzen Bitterkeit des unsrigen — des echten, in der Nachfolge uns entgegentretenden — erfahren, können wir an die Weltüberlegenheit des Kreuzes Christi, an den in ihm offenbaren Sieg über Schicksal, Schuld und Tod glauben. Nur wenn wir in der Selbstverleugnung, der Absage an uns selbst, an den Machttrieb, Ehrtrieb, Genusstrieb, Besitztrieb Gottes Gericht über uns erleben, können wir das Gericht erfassen, das vom Kreuz auf Golgotha über die Welt ergeht. Nur wenn wir in der Liebe, der Demut der Liebe und dem Dienst der Liebe, die ja die Seele der Nachfolge sind, etwas von dem Sinn der Liebe merken, können wir das Wunder der Liebe, die uns am Kreuze unsere Schuld vergibt, erfassen. Nur im Tun können wir die Notwendigkeit der Gnade und auch ihre Heiligkeit erfahren; wer müssig die Gnade haben will, entwertet das Kreuz. Nur im Sterben der Nachfolge können wir die Osterkraft erleben, die am Kreuze aufstrahlt. Kurz: nur in der Paradoxie der Aufgabe des Kreuzes lernen wir die Paradoxie seiner Gabe erfassen.

Weil dem so ist, so sehe ich keinen andern Weg für die Aufwertung des Kreuzes in der Christenheit und in der Welt (versteht man, warum ich einen so banalen Ausdruck wähle?), als dass das Kreuz aus dem Reiche beschaulicher, bloss empfangender, geniessender, ästhetischer Frömmigkeit herabsteige in den Kampf um die Sache Gottes in der Welt, in den Kampf um seine Herrschaft gegen die Herrschaft der Götzen und Satans. Das Kreuz muss aus einer Religion, einer Theologie, einer Frömmigkeit zu einer Wirklichkeit des Alltags werden. Das Kreuz muss aus der Kirche, dem Hörsaal oder gar Konzertraum, aber auch aus dem stillen Kämmerlein der mystischen Andacht heraus und in die Fabrik, in den Ratsaal, die Volksversammlung hinein, auf den Marktplatz hinaus, in die Abgründe der Not, des Lasters, des Verbrechens hinab, in die Welt hinein. In dem Masse, als dies geschieht, werden wir auch wieder verstehen, was uns durch das Kreuz geschenkt wird. Das ist ein Teil der Erneuerung der Christenheit, deren wir bedürfen. Es geht durch das Kreuz zum Kreuze — und durch das Kreuz zu Ostern. Darum freue sich, wem auf seinem Wege das Kreuz entgegentritt, das echte Kreuz, das Kreuz der Nachfolge; denn mit der Aufgabe des Kreuzes wird er die Herrlichkeit seiner Gabe erfahren. Kehre doch ja vor dem Kreuze nicht um, sonst verfehlst du — das Kreuz! Du verfehlst den lebendigen Gott, du verfehlst dich selbst, du verfehlst Ostern.

Freilich, freilich, es ist auch umgekehrt: nur wenn man zum

Kreuze flüchten, wenn man vom Kreuze Erlösung holen kann, vermag man den Weg der Nachfolge zu gehen. Gewiss! Nur mit dem Kreuze bewaffnet, vermag man den Dämonen zu trotzen! Wer sich am tiefsten in das Kreuz als Gabe versenkt, wird am stärksten und sieghaftesten das Kreuz als Aufgabe erfassen. Aber es ist wohl von tiefster Bedeutung, dass im Evangelium Jesus zu seinen Jüngern von dem Kreuze redet, das sie aufnehmen sollen, b e v o r sie noch s e i n Kreuz gesehen haben. Das ist, meine ich, ewig der rechte Weg: zuerst — nicht zeitlich, sondern grundsätzlich verstanden — der Kampf um das Reich in der Nachfolge, und dann das Kreuz Christi, das Kreuz auf Golgotha, als Gabe, als Trost, als Kraft, als Sieg! L. R a g a z.

Aussprache

Um Tolstoi.

1.

Sehr geehrter Herr Professor!

Gestatten Sie mir, dass ich, wenn auch reichlich spät, zu dem Aufsatz „Der Löwe Tolstoi" von Dr. Charlot Strasser Stellung nehme, der im Oktober--November 1929 in den „Neuen Wegen" erschien, und dessen Erscheinen mir „in der Seele weh tat". Wenn ich mich heute mit einer gewissen Lebhaftigkeit dagegen wende, so geschieht das sicher nicht aus persönlichen, sondern allein aus prinzipiellen Gründen: einerseits ist es ja leider noch immer Brauch, das Thema „Tolstoi" zum Tummelplatz der oft widersprechendsten psychologischen oder moralphilosophischen Behauptungen zu machen, die einer Unklarheit entspringen und richtig gestellt werden müssen, sofern einem Tolstoi etwas Wesentliches bedeutet, und dann glaube ich anderseits doch, dass eine solche Polemik in ihrer Konsequenz auch einen positiven Sinn haben könnte, sofern nämlich gerade die entscheidenden Punkte aufgehellt würden, und so an die Stelle einer Warnung v o r Tolstoi eine rechte Förderung d u r c h Tolstoi treten könnte.

Was will denn eigentlich der Verfasser? Oft scheint es, als wolle er überhaupt nichts Bestimmtes, als schwanke er zwischen Literaturkritik, Psychologie und Moralismus unentschieden hin und her. Es ist zwar irgendwie fühlbar, dass die aufrichtige Absicht bestand, ein Wort zum Lobe Tolstois auszusprechen, aber leider werden solche Worte so weitgehend durch entgegenstehende Behauptungen wieder aufgehoben, dass zuletzt nichts übrig bleibt als ein unbefriedigender Eindruck. Der Grundzug dieses ganzen Aufsatzes, der lehrreich sein könnte für die Art, wie man einem Grossen aus dem Reiche des Geistes doch nicht begegnen dürfte, ist durchaus unklar und verschwommen. Doch liegt jedenfalls die Hauptbetonung auf der Psychologie, und zwar einer, die offenbar aus der ärztlichen Sphäre stammt, also aus der Psychopathologie, bzw. der nervenärztlichen Praxis. Wohlan. Ich liebe zwar solche Darstellungen nicht, weil sie die eigentliche „Wertfrage" nicht lösen können, aber immerhin lässt sich ein solcher Standpunkt einheitlich festhalten (wie z. B. in den Büchern von Freimarck, H. Beck und Ossipow). Das ist nun aber hier gar nicht der Fall, denn — hinter der Psychologie verbirgt sich doch wieder eine ausgesprochen moralische Ab-

sicht, nämlich die Anerkennung strengster sittlicher Forderungen in der Gesellschaft. Aber auch dieser an sich durchaus berechtigte Standpunkt wird sogleich aufgehoben, indem erstens durch den ausführlichen Hinweis auf Tolstois persönliche Mangelhaftigkeit die Unmöglichkeit einer solchen höheren Ethik bewiesen werden sollte — wer wüsste nicht längst darum, aber kennt auch der Verfasser die Tagebücher mit den erschütternden Zeugnissen des inneren Kampfes? — und zweitens, indem mit tiefer Befriedigung darauf hingewiesen wird, dass die grossen Dichtungen Tolstois glücklicherweise doch weit über allen Moralismus erhaben seien (was literarisch ja unbedingt gut ist, von einem streng moralistischen Standpunkte aus aber eher zu bedauern wäre)... Die ganze innere Tragik des modernen Abendländers könnte man beinahe aus diesen Tatsachen ablesen, vor allem die Hemmungen, bei allem guten Willen zum Wesen der Religion vorzudringen, es zu erfassen und zu verstehen. In dem grossen Konkurrenzkampfe: Wissenschaft und Religion, der sich in der Seele abspielt, siegt heute doch zuletzt fast immer die Wissenschaft. Man geht aus, um eine Lanze für die Religion zu brechen, und lässt sich dabei ganz unbewusst von den rationalen Kategorien der Wissenschaft, im besondern der Psychologie, leiten. Das ist jene furchtbare Gespaltenheit des abendländischen Geistes, die seine wahre Unerlöstheit ist, seine mangelnde Wiedergeburt. Es liegt ein geheimer Unglaube an das Ewige, das man eben nicht kennt, darin — trotz allen manifesten Bekenntnissen — und ein ebenso geheimer, nicht zugestandener Glaube an die Unbedingtheit jenes eigentümlichen Kulturgebildes „Wissenschaft", dem man fast wie einem Götzen dient, obgleich dessen Relativität offen zugestanden ist. Wenn ein Mann wie der Verfasser, der ja selbstredend von den besten Absichten hinsichtlich der Religion geleitet war, so weit in der Selbsttäuschung gehen kann, wie mag es dann um all die vielen Tausende beschaffen sein, die in rechter Unkenntnis der Lage nur einer solchen Wissenschaftlichkeit nachjagen, und auf wirklich religiöse Menschen überlegen herabsehen? —

Auf Einzelheiten einzugehen, glaube ich leicht verzichten zu können, da ja nach dem eben Gesagten gar nicht einzelne Punkte zur Diskussion stehen und übrigens auch die Zeit seit dem Erscheinen schon recht verstrichen ist. Aber das Eine muss doch ganz prinzipiell einmal ausgesprochen werden: von der Sphäre des Nervenarztes oder Denkpsychologen führt überhaupt keine Brücke zum Verständnis des religiösen Menschen oder allgemein zur Sphäre des Heiligen. Das sind zwei Stockwerke in der Hierarchie des Geistes, die bewusst und deutlich geschieden werden müssen. Alle Angriffe gegen religiöse Auseinandersetzungen etwa von seiten der Psychologen verfehlen schon im Ausgangspunkte ihr Ziel, weil sie naturgemäss nur innerhalb ihrer eigenen Sphäre Geltung besitzen können, nicht aber darüber hinaus. Das „Heilige" aber — säkular gesprochen der „Wert", noch besser der „absolute Wert" — wird davon überhaupt nicht berührt oder geklärt oder gedeutet

Es ist zwar richtig, dass Tolstoi die Bergpredigt — weltlich verstanden: die Moral — bewusst so sehr in den Vordergrund schob, dass es scheinen könnte, als wäre sie ihm das Einzige, und Tolstoi darum wenigstens von hier aus kritisierbar. Aber wer nur einigermassen den Geisteskampf Tolstois von innen her geschaut oder gar durchlebt hat, der weiss, dass ihm alles Ethische nur Erscheinungsform für ein noch Tieferes und Unbedingteres war, das heisst, dass alles Tun und Lassen nur Sinnverwirklichung sein sollte und Sinnerfüllung, durch welche das Leben den vom ewigen Urgrund vorgezeichneten Plan annimmt, und so die innere Heiligung gewinnt. Die Ethik, wenn sie überhaupt befreiend sein soll und nicht bloss Konvention, ist immer nur Folge, nie Grund. Und was sollte da noch die Psychologie mit ihren Erklärungen?

Wenn also entgegen den Meinungen Dr. Strassers die Moral bei Tolstoi auch durchaus nicht etwas Letztes ist, so muss ich doch auf einen Punkt in dem Aufsatze, der dieses Thema betrifft, noch im besonderen eingehen. Es ist das Problem der Sexualethik. Es ist doch seltsam: seit vierzig Jahren verbindet sich mit dem Namen Tolstoi in weitesten Kreisen ganz von selbst sofort auch die Vorstellung von der Kreuzersonate. (So auch im vorliegen-Falle.) Es scheint fast, als wäre sie Tolstois populärstes oder aufregendstes Werk, — wo sie doch fast sein schlechtestes oder fragwürdigstes Werk ist. Es ist, als wollte man den Namen Tolstoi gewaltsam entwerten, indem immer wieder das Schiefe dieses merkwürdigen Buches betont wird, wobei man vorgibt, dass darin die ultima ratio Tolstois zu diesem Problem liege. Und doch — nichts irriger als dies. Gewiss hat Tolstoi auch mit den hier geschilderten Extremen gerungen, aber wer wirklich den Tiefen seines Kampfes um eine neue, religiös fundierte Sexualmoral gerecht werden will, und wer aus diesem Kampfe für sich selber wirklich lernen will, der möge doch zu allererst zu den Briefen und Tagebüchern greifen, wo uns der persönlichste und reinste Tolstoi entgegentritt. Leider hat nun der Verfasser gerade diese erschütternden Dokumente gänzlich vernachlässigt, obgleich sie doch heute jedermann schon so leicht zugänglich sind[1]) (und hat an ihrer Stelle lieber zwei Seiten lang eine sehr seltsame Anschauung Lenins über religiöse Dinge im Wortlaut zitiert). Im Interesse einer positiven Förderung dieser meiner Polemik füge ich darum die Abschrift eines Briefes bei, der sich ausschliesslich mit dem Thema der „Keuschheit" beschäftigt, und welcher meinem Empfinden nach nun wirklich Tiefes und sexualethisch Letztes ausspricht, damit aber freilich ganz andere Dinge als z. B. die Kreuzersonate enthält. Im übrigen glaube ich nicht, dass dem Texte selbst noch etwas hinzuzufügen wäre.

Ich fasse zusammen: auch für uns ist Tolstoi gewiss kein Heiliger, kein vollkommenes Vorbild, aber er ist uns doch ein ganz starker Wegführer, ein Erwecker und Unruhestifter der Seele, ein Mahner in der Wüste wie wenige, und vor allem einer, der mit der letzten und unbedingten Ehrlichkeit uns den Kampf enthüllte, den j e d e r durchzukämpfen hat, der wirklich um das Geistige ringt und sich nicht begnügt mit den Begriffen einer bürgerlichen Konvention. Nur sehr wenigen begnadeten Naturen erschliesst sich dieses Höchste sozusagen im Schlafe, — die mit der Sünde beladenen Sterblichen werden im allgemeinen um das Geistige weit mehr ringen, als es schon immer und in letzter Konsequenz besitzen. — Doch wozu so vieler Worte? Was dem Kreise der Leser der „Neuen Wege" Tolstoi ist, hat uns ja Leonhard Ragaz mit so wunderbarer Feinheit gesagt, als er im September 1928 anlässlich des hundertsten Geburtstages einen Gedenkartikel schrieb. Tolstoi ist kein Punkt zum Stehenbleiben, wohl aber ist die „Idee Tolstoi" eine ewige Mahnung und ein ewiger Aufruf zum Weiterschreiten. Denn ihr letzter Sinn ist das Wort der Bergpredigt: „Darum sollt ihr so vollkommen sein wie euer Vater im Himmel vollkommen ist."

W i e n, Anfangs Jänner 1930. R o b e r t F r i e d m a n n.

Ueber die Keuschheit.

Aus einem Briefe von L e o N. T o l s t o i an E. J. Popow vom 17. September 1890. (Bald nach dem Erscheinen der Kreuzersonate.)[2])

... Ich glaube, die Ursache der Seelenlast und des Kampfes, in dem Sie stehen und ich stehe, ist vor allem darin zu suchen, dass wir noch nicht von der Sorge um den Ruhm bei den Menschen, um das Urteil der Men-

[1]) Siehe Bücherverzeichnis, Neue Wege, Oktober 1928.

[2]) Aus A. Luther, Leo Tolstoi, ein Leben in Selbstbekenntnissen, Leipzig, Bibliographisches Institut, 1924, 445 Seiten. (Tagebuchblätter und Briefe.)

schen über uns freigeworden sind. Versuchen Sie doch, Ihre Zweifel, ob man ohne Rücksicht auf die Meinung der Leute handeln darf, zu überwinden; ...denn nichts verwirrt uns so bei unseren Entscheidungen, und nichts schwächt uns so im Handeln, ...wie die Vermengung zweier Motive: des Wirkens um Gottes und um des menschlichen Ruhmes willen. Man weiss nicht, wo das eine endigt und das andere anfängt... Darum ist mein einziger Rat: alle Kräfte daran zu setzen, die Sorge um die Meinung der Leute auszuschalten, damit man sich klar werde, woran man glaubt. Das beste Mittel dazu, das stets zur Hand ist, ist Selbsterniedrigung, und dann ein Leben nach dem eigenen Glauben. Leben nach dem eigenen Glauben aber nenne ich folgendes: nehmen wir an, der Mensch weiss von sich, dass nach seinem Glauben die Ausschweifung — wir wollen es einmal auf die Geschlechtsverhältnisse anwenden — ein Uebel sei; er kann daher nicht mit verschiedenen Weibern verkehren, sondern lebt mit einer Frau und möchte ausserdem glauben, dass volle Keuschheit besser sei als Zügellosigkeit, und sucht daher auch seinen Verkehr mit der einen Frau einzustellen, ist aber noch nicht so weit, um sagen zu können, dass er dazu nicht imstande sei. Und so bewegt sich der Mensch zwischen diesen zwei Schranken... Und darum rate ich Ihnen: suchen, bestimmen Sie die Grenze dessen, was Sie Ihrem Glauben gemäss nicht können und dessen, was Sie nicht zu können wünschen, aber noch können, und bewegen Sie sich von dem ersten auf das zweite zu.

Wir aber machen immer den gleichen Fehler: wir stellen uns eine Aufgabe, die unsere Kräfte übersteigt, sagen z. B., wir wollen ganz keusch sein, um dann, wenn wir das Unerfüllbare nicht erfüllt haben, zu sagen: „Es ist unmöglich," und uns vom Guten loszusagen, zu dem wir doch streben sollten.

Nicht die Keuschheit soll der Mensch sich zur Aufgabe machen, sondern das Streben nach Keuschheit. Keusch kann ein lebendiger Mensch, streng genommen, nicht sein. Ein lebendiger Mensch kann nur nach Keuschheit streben, eben weil er nicht keusch, sondern lüstern ist. Wäre der Mensch nicht lüstern, so gäbe es den Begriff Keuschheit für ihn gar nicht. Der Fehler besteht darin, dass man sich die Keuschheit (d. i. den äusseren Zustand der Keuschheit) zur Aufgabe macht, und nicht das Streben nach Keuschheit, d. i. die innere Anerkennung, dass immer, in allen Lebenslagen, die Keuschheit vor der Unkeuschheit den Vorzug verdient, die grössere Reinheit vor der geringeren.

Dieser Fehler ist sehr bedeutungsvoll. Für einen Menschen, der sich den äusseren Zustand der Keuschheit zur Aufgabe gemacht hat, vernichtet die Abweichung von diesem äusseren Zustande, der „Fall", alles, und macht der Möglichkeit weiteren Wirkens und Lebens ein Ende. Für den Menschen aber, der im Streben nach Keuschheit seine Aufgabe sieht, gibt es keinen „Fall", keinen Abbruch des Wirkens, und Versuchung und Fall können dem Streben nach Keuschheit kein Ende machen, ja im Gegenteil, sie stärken es noch.

Um nun alles, was ich darüber denke, kurz zusammenzufassen, sage ich folgendes:

1. Man bemühe sich, die Sorge um die Meinung der Leute möglichst von sich fern zu halten und diese Frage so zu stellen, als befände man sich im Angesicht des Todes...

2. Sich möglichst tief in der Meinung der Menschen herabzusetzen, besonders in der Meinung der Person, von der die Versuchung ausgeht... man muss sich vor ihr demütigen, erniedrigen.

3. Nicht vergessen, dass man nie ganz keusch war, und es nie sein wird,

sondern dass man sich auf einer gewissen Stufe der Annäherung an die Keuschheit befindet, und darum nie an diesem Näherkommen verzweifeln. In den Augenblicken der Versuchung, ja selbst des „Falles", bleibe dessen bewusst, wonach du strebst, und sprich zu dir selbst: ich sündige, aber ich hasse die Sünde, und ich weiss, dass, wenn nicht jetzt, so doch später der Sieg nicht ihr, sondern mir zufallen wird.

Nun sehen Sie, — so habe ich klar oder unklar, wie ich's verstand, Ihnen gesagt, lieber Freund, was ich durchdacht habe und durchdenke, durchfühlt habe und durchfühle. Vielleicht können Sie es brauchen, ja gewiss — den wir alle gehen denselben Weg...

*

Aus dem Tagebuch.

Pigorow, 3. August 1898.

Meine Anschauungen sind gewissen weitverbreiteten Missdeutungen ausgesetzt, die manchmal beabsichtigt, manchmal auch unbeabsichtigt sind, und die, ich muss es gestehen, mich ärgern.

...

c) Ich sage, man solle nach Keuschheit streben, in diesem Sinne sei Jungfräulichkeit die erste, die reine Ehe die zweite, und die unreine Ehe, d. h. die Untreue in der Ehe, die dritte Stufe, — und man wirft mir vor, ich leugnete die Ehe und predige den Untergang des Menschengeschlechtes.

2.

Eigentlich möchte ich meinen unvermuteten Gegner belehren: wenn man jemanden liebt, und besonders, wenn jemand liebenswert ist, dann darf es trotz allem nicht „in der Seele weh tun", sofern man der Wahrheit zuliebe nicht nur die Licht-, sondern auch die Schattenseiten für sich und die andern aufdeckt. Tolstoi würde dies verlangen. Eine davon abweichende Stellungnahme müsste sich gegen seine Lehre richten. Mein Gegner sollte sich überlegen, ob die in meinem Aufsatz von allen Seiten betrachtete und dargestellte, in vielem für mich zwiespältige, aber auch tiefste Bewunderung hervorrufende Persönlichkeit Tolstois, oder ob eine noch so schön in Ergebenheit schwimmende Anbetung als „verschwommen" zu beurteilen sei? Ich versuchte die Forderungen, ja die prophetischen Forderungen Tolstois an die Welt hervorzuheben, seiner künstlerischen Grösse gerecht zu werden, aber auch die Schwankungen seines persönlichen Alltagslebens nicht zu vergessen. Ich bewies es, ich belegte es. Sollte die Wahrheit über die Gesamtzusammenhänge in der Seele Tolstois „verschwommen" wirken können? Mein Gegner möge sich überlegen, ob wir das Recht haben, in unserer mit Werten „verschwommen", allzu subjektivistisch umgehenden Zeit solche Ausdrücke wie: „Mir tut es in der Seele weh", — „ich liebe es nicht, wenn man..." usw. zu gebrauchen? Wir bedürfen der Wahrheit, welche den Gesamtzusammenhängen des Menschen entspricht. Bekenntnisse sind eine private Angelegenheit. Uns dürfen nur objektive Werte angehen, und wir haben objektive Werte zu fordern. Der religiöse Mensch, als welcher sich mein Gegner ausgibt, hat sogar bei seinem Heiligenkultus kein Recht auf „gefühlsmässige", subjektive Bewertungen. Auf die Tatsache, auf die sich mein Gegner beruft, dass er Tolstois Geisteskämpfe „durchgelebt" habe, wie auch auf private Einfühlungsexkurse anderer Personen in das Tolstoische Leben und Werk bin ich in meinen Ausführungen über Tolstoi nicht eingegangen. Es wäre zwar eine nicht uninteressante Arbeit für sich: Tolstoi im Gesichtswinkel verschiedener Denkmethoden. „Der Löwe Tolstoi" wird nicht nur gelesen, sondern leider nach Standpunkten um- und nachgedichtet. Ich möchte zum Schluss meinen es mit der Welt wohlmeinenden Angreifer nochmals belehren: Nachdem er enthusiastisch, in Gefühlen pendelnd, für das Heiligreligiöse, „mit Menschenhänden nicht zu Berührende" im Leben Tolstois

lediglich vage, mit Ahnungen arbeitende Worte orakelt, kommt er bei der Zusammenfassung — zu was? Ich verweise ihn auf seine eigenen Schluss-Worte. Stehen sie denn mit seinen vorher gemachten Ausführungen im Einklang? Sind diese Worte nicht viel entwertender, degradierender für Tolstoi, als ich sie am Ende meines eigenen Aufsatzes oder gar in den an Tolstoi gerichteten Verszeilen ausdrückte:

Der Not des Leibes fliehend, suchte er den Geist.
Allein, der Körper hatte sich titanisch lieb.
Im Leben strauchelte der Heilige zumeist.
Aus Heiligem, das uns von Werk zu Werken blieb,
Ward uns ein Weltgeist, der zu Sternen aufwärts weist.

Charlot Strasser.

Nachschrift der Redaktion.

Die beste Frucht dieser Diskussion war wohl eine neue eifrige Beschäftigung mit Tolstois Werken selbst. Ich verweise zu diesem Zwecke auch auf das Verzeichnis der Werke Tolstois, das Dr. Friedmann selbst im Oktoberheft 1928 gegeben hat, und erinnere zugleich an seinen Aufsatz über Tolstoi: „Was sollen wir tun" im Septemberheft desselben Jahres und an sein kostbares Büchlein: Leo Tolstoi (Rütten u. Loening, Frankfurt).

L. R.

Theologie und Kirche.[1])

III.

Die Kirche.

Und nun die Kirche!

Wie gesagt: Das ist, für mich wenigstens, das weitaus wichtigere, tiefere, schwerere Problem. Wohl auch für Professor Brunner, denn er stellt ja, wie die ganze „neue Theologie", die Theologie ganz und gar in den Dienst der Kirche, macht ihren Sinn und ihr Recht ganz von Sinn und Recht der Kirche abhängig.

Aber nun die Kirche selbst, wie steht es mit ihr?

1.

Auch hier muss zuerst der gemeinsame Boden aufgezeigt werden. Ich möchte darum, was ich im allgemeinen erklärt habe, auch hier im besonderen wiederholen: Mein Kampf gegen die Kirche ist stets von der Voraussetzung getragen gewesen, dass es sich dabei um etwas Grosses handle. Gerade das ist ja von Vielen nicht verstanden worden. Sie bekämpfen die Kirche nicht, weil ihnen das unnötig vorkommt. Sie ist ihnen, wenn nicht quantité négligeable,

[1]) Vgl. Nr. 2. Es seien gerade hier einige Druckfehler verbessert, die leider im ersten Teil dieses Aufsatzes stehen geblieben sind. S. 57, Z. 16 von oben muss es heissen: „Wir Andern" (statt „wie"), S. 62, Z. 23 von oben: „hier" statt „dort"), S. 62, Z. 10 von unten: „philologisch-historischen" (statt „philosophisch-historischen"), S. 63, Z. 12 von oben „ausserhalb des Erlebens" (statt „dem Erleben").

so doch unwichtig. Sie benutzen die Kirche, wenn es gerade sein muss oder ihnen gerade passt, protegieren sie sogar etwa einmal gegen die „Freidenker", aber im übrigen fragen sie ihr nichts nach. Darum lässt auch der K a m p f gegen die Kirche sie kalt. Wozu denn das? Mir aber war und ist die Kirche w i c h t i g. Ich kann sie darum nicht ohne Leidenschaft bekämpfen. Wie wichtig sie mir ist, habe ich immer wieder mit dem Satze ausgedrückt: „Von allen menschlichen Einrichtungen ist die Kirche weitaus die höchste; sie ist viel höher als der Staat; es gibt nur Eins, das höher ist als sie, und dieses allein ist auch ihr Gericht: das Reich Gottes selbst." Man kann nicht gut höher von der Kirche denken. Mein Kampf gegen sie ist nie mit leichtem Herzen geführt worden. Selbstverständlich bewegt sich ein solcher Kampf nicht immer in den höchsten Höhen oder den tiefsten Tiefen — was auf das Gleiche hinauskommt — aber sein S i n n liegt bei mir auf diesen Höhen, in diesen Tiefen. Jedenfalls hat er, wie auch der Kampf gegen die Theologie, mit „Moralismus" nichts zu tun, es sei denn, man wolle den Glauben an das kommende Reich Moralismus nennen und die Propheten und das Evangelium seiner bezichtigen.

Schon dieses Ernstnehmen des Problems der Kirche, die höchste Schätzung dessen, was sie meint, ist ein Stück gemeinsamen Bodens. Dieser ist überhaupt viel breiter, als es zunächst scheinen möchte. Wieder erkläre ich, dass das, was wir Andern als Kirche bekämpfen, nicht das Gleiche ist, wie das, was Professor Brunner und seine Freunde als solche verteidigen. Um sofort den wichtigsten Punkt klarzustellen: wir Andern sind auch in dieser Beziehung keine Individualisten, im üblen Sinne des Wortes, wie Professor Brunner es vorauszusetzen scheint. Das würde ja auch schlecht zu unserem Sozialismus passen. Die Mahnung: „Du sondere dich nicht stolz und kalt von der Gemeine", wäre uns gegenüber ganz unnötig, denn nach nichts sehnen wir uns so stark, wie nach der „Gemeine". Damit ist auch schon das Wort ausgesprochen, auf das ich den stärksten Nachdruck lege: wir rechnen uns, soweit unser eigenes Glauben und Wollen in Betracht kommt, durchaus zu der G e m e i n d e C h r i s t i. Um keinen Preis möchten wir uns von ihr trennen. Ganz ferne liegt uns der Gedanke, wir wollten und könnten unser Heil ganz isoliert finden, ohne den Anschluss an Christus und damit an seine ganze Sache und sein Volk. Wir glauben an die Verheissung, die der Gemeinde gegeben ist, dass sie „binden" und „lösen" könne und dass die Pforten der Hölle sie nicht überwältigen sollen. (Matth. 16, 13 ff., dazu 18, 18 ff.) Wir erblicken in der Wiederbildung einer wirklichen und lebendigen Gemeinde Christi das letzte und höchste Mittel zur Rettung der Welt, die entscheidende menschliche Vorbedingung für das Kommen des Reiches Gottes und das eigentliche Organ für den Dienst an diesem. Nach nichts sehnen

wir uns so tief, wie nach dieser Gemeinde. In diesem Sinne habe ich meinen Studenten zu einer Zeit, als dergleichen den Meisten noch „spanisch" vorkam, gesagt, das anstössige Wort: „Extra ecclesiam nulla salus"[1]) sei, recht verstanden, durchaus wahr. Dass es nur im Anschluss an die Gemeinschaft seiner Kinder Gemeinschaft mit dem Vater gebe, ist ein stets neu betontes Fundament unserer Lehre. Diese allgemeinere Wahrheit aber wird für uns zu der besonderen, dass es Heil nicht für den selbstisch vereinzelten Menschen, sondern nur für das Glied der Gemeinde gibt.

Den Ausdruck „Gemeinde" für Kirche, und zum Teil im Gegensatz zu ihr, brauche ich für meine Person schon lange. Professor Brunner erinnert sich vielleicht, wie ich das in einer Aussprache mit ihm vor längerer Zeit nachdrücklich getan. Es ist darum ein eigenartiges und bedeutsames Zusammentreffen, wie Julia Inger Hansen, ganz auf ihrem eigenen Wege dazu gekommen, ihn auf ähnliche Weise verwendet. Auch auf Martin Buber wäre in diesem Zusammenhang zu verweisen. Es ist nicht ganz unmöglich, dass er mich hierin ein wenig beeinflusst hat.

Damit ist der breite gemeinsame Boden bezeichnet, worauf wir Andern nach meiner Auffassung mit den Menschen, als deren Vertreter Professor Brunner spricht, stehen können. Die Sachlage wird umso verheissungsvoller, als ja Professor Brunner, wie ich allerdings mehr aus mündlichen Aeusserungen zu wissen glaube, genau das unter „Kirche" versteht, was ich (ich will jetzt einmal nur in meinem Namen sprechen) unter „Gemeinde". So scheint denn unser Gegensatz auf einen von Worten hinaus zu laufen, dem keiner in der Sache entspreche.

Das ist aber von vornherein unwahrscheinlich. Der Gebrauch verschiedener Worte, besonders wenn er mit Bewusstsein und Entschiedenheit geschieht, lässt immer auch auf einen gewissen Unterschied in der Sache schliessen. In der Tat verhält es sich denn auch so, dass gerade die Weite und, wie ich hinzufügen muss, Unbestimmtheit des von Professor Brunner verwendeten Kirchenbegriffs uns zunächst auch wieder trennt. Denn er schreibt Vieles der „Kirche" zu, was wir nur der „Gemeinde" zuschreiben können. Das ist aber der entscheidende Punkt: „Kirche" ist nicht „Gemeinde", „Gemeinde" ist etwas Umfassenderes und Grösseres, aber auch etwas Anderes als „Kirche".

2.

Und was ist denn Kirche? Was ist sie in unserer Auffassung?

Es ist selbstverständlich eine Frage von äusserster Tragweite und Schwierigkeit. Ich will mich, indem ich sie, in der verhältnismässigen

[1]) „Ausser der Kirche kein Heil."

Kürze, die im Rahmen dieses Aufsatzes geboten ist, zu beantworten versuche, in die Spuren des Mannes begeben, der für mich in dieser Sache auch besonders wichtig gewesen ist. Ungefähr zu der gleichen Zeit als Kierkegaard und nicht lange bevor Blumhardt, beide als Propheten, den Kampf gegen die Kirche aufnahmen, hat auf seine Weise auch ein Theologe das getan, Richard Rothe, Professor in Bonn und Heidelberg, früher — was wichtig ist — Gesandtschaftsprediger in Rom, einer der wenigen Theologen des neunzehnten Jahrhunderts, die ich noch für lebendig halte, und zwar weniger in bezug auf sein ganzes theologisch-philosophisches System, als in bezug auf die Art, wie er die Entwicklung der Sache Christi in Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft beurteilte. Er hat darin, meine ich, einen Seherblick bewiesen, wie ihn unter den Berufs-Theologen vielleicht keiner besass — immerhin auch ein Zeichen, dass prophetisches Wesen auch auf dem theologischen Katheder möglich ist. Es ist sehr zum Schaden des Protestantismus geschehen, dass man diesen Mann so wenig verstanden und so bald vergessen hat. Die von ihm vertretene Wahrheit hätte dem Protestantismus den Weg in die Zukunft weisen können. Wenn nicht die gleiche Wahrheit durch Blumhardt, in anderer, allerdings gewaltigerer, auch tieferer Form verkündigt worden wäre, stünde es heute ganz übel um ihn.[1])

Die Wahrheit, um derentwillen Richard Rothe leben wird, ist die: Das Christentum muss aus seiner religiös-kirchlichen Form, die es so lange an sich getragen hat, die ihm aber durchaus unangemessen ist, in die seinem Wesen allein entsprechende sittlich-weltliche Form übergehen. Das ist nach Rothe der Sinn der ganzen Entwicklung besonders der neueren Zeit: die Kirche zerfällt, aber was das Christentum gewollt hat, tritt in der Welt siegreich hervor. Das, was die Kirche meistens gar nicht als ihre eigene veränderte Gestalt, als ihr Kind, anerkennt, die moderne Kultur in ihrem Besten: die Heiligung der Persönlichkeit, der Kampf gegen Unrecht und Laster, die tiefere Humanität, die demokratische und soziale Bewegung, das ist alles „unbewusstes Christentum", das ist ein Auftreten der Sache Christi in neuer Gestalt, und zwar

[1]) Ich will nicht unterlassen, die Schriften Rothes anzuführen, die für dieses Thema vor allem in Betracht kommen. Man findet seine Gedanken über die Kirche in erster Linie in seinem Buche „Die Anfänge der christlichen Kirche", dann da und dort in seinem grossen Hauptwerke, das den Titel: „Theologische Ethik" trägt und das überhaupt viel Lebendiges und Herrliches enthält. Für Leser, die nicht bis zu diesen Quellen steigen können, nenne ich die Auswahl aus Rothes Werken, die unter dem Titel: „Stille Stunden" erschienen ist und die m. E. trotz dem vielen tauben Gestein der Theologie, das der Herausgeber leider mitgenommen hat, doch eines der edelsten und unvergänglichsten Erbauungsbücher der Christenheit ist. Leider sind Rothes Schriften, soviel ich weiss, nur noch in den Bibliotheken zu bekommen.

eben in der Gestalt, die dem Wesen Christi entspricht. Rothe hat dafür auch die Formel geprägt, die Kirche müsse sich in den Staat auflösen. Darin werden wir Andern ihm gewiss nicht folgen. Aber wir dürfen nicht vergessen, dass „Staat" für Rothe etwas ganz anderes bedeutet als für uns. (Wieder ein Beispiel dafür, wie man mit verschiedenen Worten das Gleiche oder fast das Gleiche meinen kann!) Er versteht unter Staat die sittliche Organisation der Gesellschaft, die sich in weltlicher Form vollzieht. In diese hinein soll der ganze Gehalt der Christuswahrheit. Und zwar nicht etwa in verwässertem und verblasstem Sinn. Rothe ist weder Rationalist noch Moralist; er ist ein, wie man sagt, positiv gläubiger Mann und dazu ein Mystiker. Wir übersetzen ihn gewiss nicht falsch, wenn wir sagen: was er mit der Auflösung der Kirche in den Staat meint, ist im letzten Grunde das Gleiche, wie das, was wir meinen, wenn wir von der Auflösung der Kirche ins Reich Gottes reden. Dass Rothe in philosophisch-theologischer Beziehung vielfach anders denkt als wir — mehr im Stil der deutschen idealistischen Philosophie — und zu „Welt" und „Kultur" optimistischer steht, hat in diesem Zusammenhang nichts zu bedeuten.

Was ist uns also — mit Rothe — die Kirche? Sie ist die Organisation der Religion als solcher, das heisst: der Religion als eines vom übrigen Leben abgetrennten Gebietes. Sie pflegt die Religion. Sie organisiert sie zu einem System von Lehren, Einrichtungen und Sitten. Dieses Ganze bekommt eine grosse Heiligkeit. Es ist Gottes Heiligtum. Daneben aber steht die andere Welt, die profane, die weltliche Welt, der Staat, die Schule, die Kultur. Diese Welt mag ruhig neben der Kirche bestehen oder aber sie soll von ihr erobert werden. Es entsteht eine gewisse Einheit oder ein gewisser Gegensatz der beiden Welten. Jedenfalls steht die Kirche da als die organisierte Religion an sich. Sie organisiert sich zu einer Welt von Symbolen. Da ist der Tempel, das umfassende Symbol dieser ganzen, von der profanen Welt getrennten heiligen Welt; da ist der Altar, das Symbol der Beziehung zwischen Gott und Mensch, die im Opfer ihr Zentrum hat; da ist der Priester als Symbol des Mittlertums zwischen Himmel und Erde, das dem Menschen gegeben ist; da ist der Kultus als Symbol des Gottesdienstes, den alles Tun des Menschen darstellen soll; da sind heilige Zeiten, als Symbol dafür, dass alle Zeit Gott heilig sein soll und so fort. Und da ist jenseits dieser heiligen dann eben jene andere Welt: ist der Staat, ist der Laie, ist der Alltag. Dass die katholische Kirche die vollkommenste, die typische Verkörperung des Kirchenprinzips ist, folgt aus dieser Auffassung seines Wesens von selbst.

Ganz etwas Anderes meint aber der Protestantismus. Was er will, ist nicht die Kirche, sondern die Gemeinde. Das haben

die Reformatoren unzweideutig gesagt. Ich erinnere an bekannte Dinge. Luther erklärt, Kirche sei ein „undeutsches“ und „undeutliches“ Wort; was er meine, sei eine „heilige Christenheit“. Zwingli redet von einem „Volk“, einem „Haufen“, einem „heiligen Haufen“. Calvin hat gerade dem Gemeindeprinzip die straffste Ausprägung verliehen.[1])

Was ist denn die Gemeinde im Gegensatz zur Kirche? Sie ist nicht die Organisation der Religion zu einer besondern Welt neben der Welt, sondern die Vereinigung der Jünger Christi in der Welt, zum Dienst an der Welt. Sie will durchaus nichts für sich selbst sein. Sie ist durchaus der Welt zugewendet, und zwar dies gerade, weil sie Gott zugewendet ist und nicht sich selbst. Die Welt ist der Ort, wo man Gott dient, die Erde sein Tempel und der Alltag die Form, worin man seinen Willen erfüllt. Man kennt die drastischen Worte, womit die Reformatoren, besonders Luther, diese Umkehrung, die wahrhaftig eine ungeheure Revolution bedeutet, ausdrücken: von der Magd, die mit der Besorgung der Kinder, mit Putzen und Fegen Gott besser dient, als die betende Nonne, und dem Knecht, der, wenn er Säcke zur Mühle führt, Gottes Willen besser erfüllt als der psalmensingende Mönch. An dieser Stelle steht ja auch wieder das allgemeine Priestertum aller Christen. Zur Aufhebung der Kirche gesellt sich die Aufhebung der Theologie. Denn wenn der Laie unabhängig vom Priester Gott soll dienen können, so muss er ihn auch unabhängig von ihm erkennen können. Darum wird ihm die in die Laiensprache übersetzte Bibel in die Hand gegeben und ihm zugetraut und zugemutet, sie unter der Anleitung und Erleuchtung durch den heiligen Geist, also Gottes selbst, mit den eigenen Augen zu lesen und mit dem eigenen Verstand und Gewissen zu verstehen. Nicht die Erneuerung der Kirche wollen die Reformatoren, sondern die Erneuerung der Christenheit. Gott soll wirklich Herr werden, nicht Menschengebilde, und ihm allein soll die Gemeinde dienen. Das bedeutet: die Kirche ist nichts, das Reich Gottes ist alles. Nicht um heilige Symbole handelt es sich mehr, sondern um göttliche Wirklichkeit.

Es ist damit aber nur der Rückweg zur Bibel, zu dem, „was im Anfang war“, gefunden. Wieder fragen wir: was will denn die ganze Bibel? Doch gewiss nicht die Kirche, sondern das Reich Gottes. Aber da antwortet man uns: „Das ist selbstverständlich, aber die Kirche soll eben Organ und Trägerin des Reiches Gottes sein. Darum hat schon Jesus, oder haben doch seine Apostel die Kirche gegründet.“

[1]) Ich verweise in bezug auf Zwingli besonders auf seine „Schlussreden“ und in bezug auf Luther besonders auf seine Schrift: „Deutsche Messe und Ordnung des Gottesdienstes“.

Das leugne ich entschieden. Was Jesus gegründet hat, ist der „neue Bund", ist das neue Volk Gottes, aber nicht die Kirche, und die Apostel sind bloss auf seinem Wege weitergegangen. Was er und sie vor sich sehen, ist der kommende Aeon, ist Gottes Welt, aber nicht eine Organisation der Religion. Das Wort, das uns im griechischen Text des Neuen Testamentes für Gemeinde überliefert ist, ecclesia, ist freilich das gleiche, wie es dann im Lateinischen für „Kirche" gebraucht wurde. Es bedeutet aber zunächst einfach „Auslese", bedeutet abgeleiteterweise auch „Versammlung". Das Wort sagt also zu diesem Streite: Kirche oder Gemeinde? nichts, wenn es aber etwas sagt, dann eher zu unsern Gunsten. Denn der Nachdruck wird darin offenbar auf das Gemeinsame gelegt, nicht auf etwas, was zur Not auch ohne dieses bestehen mag: man denke an die Messe, die der Priester auch allein feiern kann. Aber wenn man den Sinn der ganzen Bibel sprechen lässt, wird die Sache vollends sehr klar, ja, wie mir scheint, ganz eindeutig. Denn wenn das Grundwort der Bibel das Reich Gottes, die Gottesherrschaft ist, so ist ebenso klar, dass diese sich nicht in einer besondern religiösen Form, sondern mitten in der Welt verwirklicht. Dort, im politischen, im sozialen, im sittlichen Leben, im Alltag, soll Gottes Wille geschehen und ihm gedient, dort seine Herrschaft aufgerichtet werden.[1]) Man lese die Propheten, lese die Evangelien, lese die apostolischen Briefe, lese die Offenbarung Johannes, nirgends wird man etwas anderes finden. Es gilt auch hier die Losung: „Das Wort ward Fleisch." Gott will mit seinem Reiche in die Welt. Auf einmal sieht man von Kirche (in dem vorhin genauer bestimmten Sinn) keine Spur mehr, sondern bloss die in der Welt kämpfende, auf den Herrn, und das heisst: auf das Reich harrende Gemeinde. Und darum heisst es nicht umsonst zum Beginn der Bibel: „Am Anfang schuf Gott Himmel und Erde" und am Schlusse, in der Offenbarung Johannes: „Und einen Tempel sah ich daselbst nicht, denn der Herr, der allherrschende Gott, ist ihr Tempel und das Lamm." (Offenbg. Joh. 21, 22.) Es geht von der Schöpfung zur erneuerten Schöpfung, die eben das Reich Gottes ist, nicht von der Welt zur Religion, oder von der Natur in den Tempel. Ja, man muss noch mehr sagen: Wie der Prophet und dann Der, welcher mehr ist als auch der Prophet, keinen schlimmeren Gegner hat als den religiösen Berufsmann, den Priester und Theologen, so

[1]) Ich finde hintenher ein Wort von Martin Buber, das genau die gleiche Richtung bezeichnet: „Religion meint, je realer sie ist, umso mehr ihre eigene Ueberwindung; sie will aufhören, die Spezialität „Religion" zu sein, und will das Leben werden, es ist ihr letztlich nicht um die spezifischen religiösen Akte, sondern um die Erlösung von allem Spezifischen zu tun, historisch und biographisch strebt sie zum reinen Alltag hin. Religion ist in der religiösen Anschauung das Exil des Menschen; seine Heimat ist das ursprüngliche Leben „im Angesicht Gottes".

das Reich Gottes kein schwereres Hindernis als den Tempel, d. h. den Anspruch der organisierten Religion, die sich gegen den lebendigen Gott behauptet.

Das ist ein unverkennbar deutliches und grosses Grundthema der Bibel. Wie diese — ausser im Kampf dagegen — keine Religion und Theologie kennt, so keine Kirche. Was Moses im Namen Gottes begründet, ist keine Religion und keine Kirche, wie auch keine Theologie, sondern ein heiliges Volk, das Gottes Gesetz und Willen gehorcht. Gegen Religion, Tempel, Kultus für Gott und seine Sache ringen die Propheten. Man kennt die entscheidenden Worte: „Ich hasse und verachte eure Feste und mag nicht riechen eure Versammlungen. Wenn ihr mir Brandopfer und Gaben darbringt, so nehme ichs nicht gnädig auf, und wenn ihr mir ein Heilsopfer von euren Mastkälbern herrichtet, so sehe ich nicht hin. Hinweg von mir mit dem Geplärr deiner Lieder, das Rauschen deiner Harfen mag ich nicht hören. Möge vielmehr Recht sprudeln wie Wasser und Gerechtigkeit wie ein nimmer versiegender Bach." (Amos 5, 21 ff.) „Womit soll ich vor den Herrn treten, mich beugen vor dem Gott in der Höhe? Soll ich etwa mit Brandopfern vor ihn treten, mit einjährigen Kälbern? Gefallen dem Herrn etwa Tausende von Böcken, unzählige Bäche Oels? Soll ich ihm etwa meinen Erstgeborenen als Sühne für mich geben, meine Leibesfrucht als Busse für mein Leben? Er hat dir gesagt, o Mensch, was recht ist, und was dein Gott von dir fordert: recht tun, Liebe üben und demütig wandeln vor deinem Gott." (Micha 6, 6 ff.) „Tritt in das Tor des Tempels; verkündige daselbst folgenden Spruch und sage: hört das Wort des Herrn, ihr Judäer alle, die ihr in diese Tore eintretet, um den Herrn anzubeten. So spricht der Herr der Heerscharen, der Gott Israels: Befleisset euch eines guten Wandels und guter Werke, so will ich euch an dieser Stätte wohnen lassen. Setzet euer Vertrauen ja nicht auf die trügerischen Reden, wenn sie sagen: Das ist des Herrn Tempel, das ist des Herrn Tempel, das ist des Herrn Tempel ... Wenn ihr ernstlich das Recht zur Geltung bringt bei dem Streite des Einen mit dem Andern, Fremdlinge, Witwen und Waisen nicht bedrückt, noch unschuldiges Blut vergiesst an dieser Stätte und nicht fremden Göttern nachwandelt, euch zum Unheil, dann will ich euch wohnen lassen ... in dem Lande, das ich euern Vätern verliehen habe ... [Aber] wie? Ihr stehlt, mordet, brecht die Ehe, schwöret falsch, räuchert dem Baal und laufet fremden Göttern nach ... und dann kommt ihr und tretet vor mich in diesem Hause, das nach meinem Namen genannt ist, und sprecht: „Wir sind geborgen"? — um alle jene Greuel aufs neue zu verüben? Ist denn in euern Augen dieses Haus, das nach meinem Namen genannt ist, eine Räuberhöhle geworden? Auch ich sehe es so an, ist der Spruch des Herrn." (Jeremias 7, 1 ff.)

Die Zerstörung des Tempels um Gottes willen ist der Propheten letztes Wort. Und so auch Jesu Christi. „Und als er zum Tempel hinausging, sagte einer seiner Jünger zu ihm: ‚Meister, siehe, welche Steine und welche Bauten!' Und Jesus spricht zu ihm: ‚Du schaust auf diese mächtigen Bauten? Kein Stein wird auf dem andern bleiben, bis alles zerstört ist.'" (Markus 13, 1 ff.) Es wäre geistlos, dies Wort als eine einfache historische Aussage über kommende Ereignisse zu verstehen: es ist sicher grundsätzlich gemeint. Im ganzen Evangelium sucht ihr vergebens nach Tempel und Kultus. Gottes Tempel ist die Welt und sein Kultus der Dienst am Bruder im Alltag. Sogar das Opfer soll auf dem Altar bleiben, wenn dir einfällt, dass dein Bruder etwas gegen dich hat, und wer ein Stück Geld, mit dem er seine Eltern unterstützen sollte, dafür dem Tempel gibt, setzt Menschenmache an Stelle des Willens Gottes. (Matth. 5, 23—24 und Mark. 7, 11 ff.)

Das sind die vollkommen unzweideutigen Marksteine für den Weg des lebendigen Gottes in der Bibel. Gott will nicht eine heilige Institution, sondern ein lebendiges Volk, das Träger seines Willens ist, und dieser Wille soll mitten im Weltwesen geschehen.

Der Träger dieses Willens des lebendigen Gottes sollte Israel sein. Als das alte israelitische Volkstum, vor dieser ihm zugewiesenen Aufgabe versagend, zerbrach, ging sie auf die jüdische Gemeinde über. Das Judentum ist eine Gemeinde. Und als das Judentum vor der neuen Gestalt des Willens Gottes versagte, trat an seine Stelle die Gemeinde Christi; sie wurde das neue Israel, das neue Gottesvolk. Es wartet, nicht auf einen neuen Tempel, sondern auf den neuen Himmel und die neue Erde, worinnen Gerechtigkeit wohnt. (2. Petri 3, 13.)

Das ist, in grossen Zügen angedeutet, der Gegensatz zwischen Kirche und Gemeinde, der durch die ganze biblische und christliche Geschichte geht. Er ist ein Teil des noch umfassenderen Gegensatzes von Religion und Reich Gottes. Man könnte ähnlich wie es Julia Inger Hansen in ihrem Aufsatz „Das Christentum des Neuen Testamentes und wir" tut,[1]) versuchen, diesem Gegensatz durch die ganze christliche Geschichte nachzugehen. Dann würde man zeigen, wie und warum sich eine Kirche bildete, zuerst eine katholische, dann, gegen den eigentlichen Sinn der Reformation, eine protestantische. Man würde zeigen, wie unter der Kirche, gegen sie und über ihr immer wieder die Gemeinde sich geltend macht. Die Kirche ist überall da, wo jene Organisation der Religion da ist, die zum Selbstzweck wird, die Religion an sich und für sich ist und sich in diesem Sinne geltend macht; Gemeinde überall da, wo die Sache Gottes, deren Ausdruck Christus ist, vordrängt, die Menschen in

[1]) Vgl. das Juli-Augustheft 1929.

ihren Dienst nimmt und sie sichtbar oder unsichtbar darin und dazu verbindet. Man könnte zuletzt auch (wie Julia Inger Hansen, vielleicht unter etwas andern Gesichtspunkten) zeigen, wie die Entwicklung, nachdem sie sich bis zu einem bestimmten Punkte im Sinne der Ausbildung der Kirche vorwärts bewegt, sich nun durch den Zerfall der Kirche im Sinne der Gemeinde rückwärts bewegt, zum Neuen Testament zurück, und dies selbstverständlich nicht im Sinne einer formalen Wiederholung, sondern im Sinne der Erfüllung, wobei im Neuen Testament der Kern des Alten mitenthalten wäre. Es tauchten dann wieder, in vertiefter, verstärkter Form, Rothes Sehergedanken auf.[1])

Ich muss mir hier diesen Versuch, den ich anderwärts unternommen,[2]) versagen und mich auf das Prinzipielle beschränken. Das Verhältnis zwischen Kirche und Gemeinde gestaltet sich nach meiner Auffassung so: Die Kirche ist dazu bestimmt, sich zerfallend immer mehr in die Gemeinde aufzulösen, und zwar auf der Linie, die die Reformation begonnen hat, die Gemeinde aber muss die Erfüllung dessen werden, was die Kirche will, wenn sie sich selber recht versteht. Die Gemeinde, nicht die Kirche (so wie ich nun beide zu bestimmen versucht habe) entspricht dem Sinne der Bibel und dem eigentlichen Wollen der Reformation — und zwar, um dies nun noch hinzuzufügen, nicht bloss ihrer täuferischen Form, bei der das ja unbestritten ist, sondern auch der durch Luther, Zwingli und Calvin bezeichneten.

Wenn ich nun die Losung ausgegeben habe: „Los von der Kirche!“,[3]) so bedeutet das zunächst einfach, dass ich mich mit meiner Auffassung von dem Sinn und der gottgewollten Entwicklung der Sache Christi auf diese Linie stelle. Ich könnte, mit einer leichten Wendung des Gedankens, auch sagen: meine Auffassung von dem Sinn und der gottgewollten Entwicklung der Gemeinde Christi drängt mich auf diese Linie. Eine Verwerfung der Kirchen (man beachte sehr die Mehrzahlform des Wortes) liegt darin noch nicht. Auch Rothe hat diese Folgerung nicht gezogen, auch Blumhardt nicht ohne weiteres. Vielmehr geht die Linie der „Gemeinde“ auch durch die Kirchen, wenn freilich auch über sie hinaus. Es gilt bloss nicht mehr, wenn ich so sagen darf, das Kirchen-Prinzip, sondern das Welt-Prinzip des Reiches Gottes, und am Ende die-

[1]) Es sei noch bemerkt, dass man diese Auffassung auch als eine neue Gestaltung des reformatorischen Gedankens von der „ecclesia invisibilis“, der in und über der sichtbaren Kirche vorhandenen unsichtbaren, betrachten könnte, will aber dieser Möglichkeit jetzt nicht nachgehen.

[2]) Ich verweise wieder auf mein Buch: „Weltreich, Religion und Gottesherrschaft“.

[3]) Vgl. wieder mein Buch: Weltreich, Religon und Gottesherrschaft“.

ses Weges steht freilich die Auflösung der „Kirche", aber nicht ohne weiteres der „Kirchen", namentlich nicht der protestantischen, denen ja Luther und Zwingli lieber nicht diesen Namen gegeben hätten.

3.

Nun wiederhole ich die Frage, ob Professor Brunner und seine Gesinnungsgenossen (die in dieser Sache keineswegs auf den Kreis der „neuen Theologie" beschränkt sind) sich in bezug auf die Sache nicht auf den gleichen Boden stellen, sodass eigentlich nur noch ein Unterschied in den Worten, nicht in der Sache, übrig bliebe?

Leider ist das, wie ich schon angedeutet habe, nicht wahrscheinlich. Der Unterschied der Sprechweise weist auf einen in der Denkweise hin. Wo möchte dieser denn wohl liegen?

Ich möchte, um dies herauszufinden, zunächst auf Professor Brunners Kirchenbegriff zurückkommen. Es hat sich nun ein eigentümliches Verhältnis zwischen seiner und meiner Auffassung herausgestellt. Für ihn umfasst der Begriff der „Kirche" auch den der „Gemeinde", insofern er bereit ist, in dem, was ich „Gemeinde" nenne, ebenfalls „Kirche" zu erblicken, während für mich umgekehrt der Begriff der „Gemeinde" auch den der „Kirche" umfasst, insofern ich bereit bin, auch in dem, was „Kirche" heisst, ein Element der „Gemeinde" gelten zu lassen.[1]) Mir scheint aber, wie sein Begriff der Theologie, so auch der Kirchenbegriff Professor Brunners allzuweit zu sein. Was er „Kirche" nennt, ist, meine ich, nicht das, was man darunter verstehen darf und auch nicht das, was man darunter zu verstehen pflegt. Das hat aber eine üble Folge. Man sollte meinen, dieser Kirchenbegriff Professor Brunners habe etwas sehr Weitherziges, das als Vorteil erscheinen müsste, und so ist wohl Professor Brunners eigene Absicht. Aber in Wirklichkeit führt er nur zu leicht zum genauen Gegenteil. Weil man doch unter „Kirche" üblicherweise etwas Engeres versteht, so bekommen auch Professor Brunners (und seiner Schüler) Aussagen über die „Kirche" leicht etwas Engeres, als jenem Begriff entspräche. Ja, ich bin nicht sicher, ob dieser engere Sinn sich nicht auch gelegentlich in seine eigene Meinung einschleicht. Denn wir werden doch Alle leicht ein wenig dupes des mots. Ganz das Gleiche gilt ja auch von seinem Begriff der „Theologie". Ich möchte darum, unter Berufung auf die oben angeführten Worte Luthers, fragen, ob nicht eine andere Terminologie der Sache, die ihm, wie uns, anliegt, einen weniger missverständlichen Ausdruck verliehe?

Oder versteckt sich eben hinter diesem verschiedenen Gebrauch der Worte doch ein verschiedener Sinn? Und worin — noch ein-

[1]) Genauer gesagt, ist Professor Brunner, wie oben bemerkt wurde, bereit, „Gemeinde" und „Kirche" als das Gleiche gelten zu lassen.

mal — bestünde wohl diese Verschiedenheit? Etwa, wie Professor Brunner selbst vielleicht meint, darin, dass wir das subjektive Moment, den menschlichen Glauben, das menschliche Tun und Können stärker betonten, er aber das objektive Moment, die uns geschenkte göttliche Gnade?

Das glaube ich nicht. Uns liegt die Objektivität genau so sehr am Herzen, als ihm. Darum bin ich durchaus einverstanden, für das, was wir meinen, nicht das Wort „Gemeinschaft", zu brauchen. Den „Moralismus" vollends wollen wir durchaus auf der Seite lassen. Ein Geständnis: wenn ich vor Jahren, besonders durch eine neue Vertiefung in die Korintherbriefe, in meinem Verlangen nach der „Gemeinde" verstärkt und in der Erkenntnis ihres Wesens gefördert worden bin, so spielte dabei gerade die Vergebung der Sünden (und die daraus folgende Erlösung) eine entscheidende Rolle. Also das ist's nicht, was uns trennt.

Oder doch?

Fragen wir aber zuerst: Sollte es eine gewisse konservative und gegen bestimmte Zeitströmungen frondierende Neigung bei Professor Brunner sein, wenn er lieber „Kirche" sagt, als „Gemeinde", und lieber „Theologie" als „Lehre"?

Ich glaube, dass es so sei. Und dahinter könnte sich allfällig ein Unterschied verstecken, für den „Neigung" ein zu oberflächliches Wort wäre. Welcher wohl?

Wir haben schon bei früheren Anlässen erwogen, ob es wohl der zwischen den Reformatoren und den Täufern waltende sei und diese Annahme abgelehnt. Auch wir Andern wollen an der Reformation Zwinglis, Calvins, Luthers Anteil haben. Aber ein Körnlein Wahrheit ist doch dabei: wir gehen vielleicht doch von einer etwas verschiedenen Auffassung vom Reiche Gottes, besonders vom Verhältnis zwischen Reich Gottes und Vergebung der Sünde, aus. Professor Brunner scheint mir manchmal geneigt, das Evangelium auf die Weise der Reformatoren einseitig als Botschaft von der „Rechtfertigung aus dem Glauben allein" zu verstehen und das Wort vom Reiche Gottes etwas in den Hintergrund zu schieben, ich dagegen bin zwar gern zu dem Zugeständnis bereit, dass die Botschaft von der Vergebung der Sünde als den Kern und das eigentliche Wunder des Reiches Gottes, auch als die Voraussetzung all seiner andern Verheissungen zu betrachten ist, aber ich muss, mit Julia Inger Hansen zu reden, auch die Erlösung hinzufügen, und es ist nur ein anderer Ausdruck dafür, wenn ich erkläre: ich muss das Evangelium als die Botschaft vom gekommenen und kommenden Reiche Gottes verstehen, und deren Inhalt ist weit umfassender als das Wort von der „Rechtfertigung aus dem Glauben allein". Sogar im Römerbrief ist er viel umfassender!

Wenn ich mit meiner Vermutung recht hätte, dann wäre auch

Professor Brunners „konservative Neigung“ erklärt. Denn es ist eine geschichtliche Tatsache, und zwar eine, die man psychologisch sehr wohl erklären kann, dass jene Verengerung des Evangeliums immer konservativ macht. Man freut sich dann der erlangten Gnade, verliert aber die Spannung auf die Erlösung der Welt hin. Es ist damit der Sache gemäss ein gewisser Pessimismus der Beurteilung des Menschenwesens verbunden, der wieder „konservativ“ macht. Ich habe in dem Aufsatz „Das Jahr 1529“ davon ausführlich geredet und darf darauf verweisen. Aber ich muss sofort hinzufügen, dass diese Gefahr bei Professor Brunner selbst nur am Rande auftaucht. Was mir seine Theologie bei weitem sympathischer macht, als etwa die von Barth und Gogarten, ist gerade der Umstand, dass er, tiefer von Blumhardt berührt, die Hoffnung auf das Reich stärker festhält und dazu, Calvin getreu, die Gottesherrschaft über alles Leben stärker betont, was schon ein Damm gegen falschen Konservatismus bildet. Ich sage falschen, denn ein echter Konservatismus gehört zum echten Radikalismus: man muss immer um so viel zurück, als man vorwärts will. Es scheint mir bloss, dass an diesem Punkte Professor Brunner noch eine Entscheidung treffen müsse und es wäre Vielen eine Freude, wenn sie im Sinne der Weite und des echten (mit echtem Konservatismus verbundenen) Radikalismus fiele. Die Einigungslinie müsste dabei weder die offizielle Reformation noch das Täufertum, sondern — die Bibel sein, die über beiden steht.

Dogmatismus, Eklesiastizismus, Pessimismus, falscher Konservatismus auf der einen, Verflachung, Moralismus, Optimismus, falscher Radikalismus auf der andern Seite als Gefahr (diese zweite Gefahr soll nämlich als Gefahr durchaus zugegeben werden!) über beiden Linien das recht verstandene Evangelium von der Gnade Gottes in seinem Reiche: sollte nicht diese obere Linie — das Wort „obere“ ohne Hochmut gemeint! — diejenige sein, worauf wir uns miteinander bewegen könnten, sodass dann der Streit um die „Worte“ verhältnismässig leicht zu erledigen wäre?

4.

Führen wir von diesem Punkte aus die Aussprache weiter.

Wenn ich einen Augenblick annehmen dürfte, dass wir trotz der Verschiedenheit der Worte und einer ihr entsprechenden Verschiedenheit der Betonung des Evangeliums doch in der Auffassung dessen, was die Gemeinde Christi (so darf ich jetzt wohl sagen?) bedeutet, einig seien, so erstünde zwischen uns als zweites Problem die Kritik der Kirchen oder die Stellung zu den vorhandenen Kirchen. Es ist von vornherein klar, dass dieser „Streitpunkt“ bei weitem weniger wichtig ist, ja, dass er bloss sekundäre Bedeutung hat.

Wie steht es nun damit?

Ich will versuchen, diese grosse und schwierige Sache, bei der nicht nur klare Gedanken, sondern auch starke Empfindungen eine Rolle spielen, so deutlich zu machen, als ich kann.

Besinnen wir uns zuerst auf unsern obersten Gesichtspunkt. Die Kirche (in dem von mir gemeinten Sinne) ist nicht die letzte, die passende Form der Sache Christi. Denn sie vertritt diese an einem besondern Ort, während sie mitten in der Welt zur Geltung kommen soll; sie stellt sie in heiligen Sinnbildern dar, während sie in geheiligten Wirklichkeiten sich erfüllen will. Durch diesen Sachverhalt wird sie den schwersten Gefahren ausgesetzt, vor allem der Gefahr, sich an Stelle Gottes, ja sogar wider Gott zu setzen. Da sie Organisation der Religion für sich ist, so liegt ihr besonders nahe, sich selbst zu suchen, sich selbst zu pflegen und darob Gott zu vergessen. Sie kann leicht meinen, wenn Religion da sei, so sei auch Gott da, und wenn sie kirchliches Leben pflege, so vertrete sie damit schon Gottes Sache. Es droht ihr auf ganz besonders versucherische Weise die allgemeine Gefahr der Verwechslung von Mittel und Zweck. Sie mag wähnen, wenn sie für sich selbst Macht und Ehre gewinne, so sei damit Gottes Macht und Ehre in der Welt gemehrt. Da Macht und Ehre in der Welt stark mit dem Geld verbunden sind, so mag sie auf diesem Wege sogar in den Dienst des Mammonismus geraten; sie kann sich aber auch auf andere Weise tief in die Welt verstricken und die kirchliche, wie überhaupt die fromme Weltlichkeit (natürlich eine falsche!), ist dann schlimmer als die reine Weltlichkeit und verdirbt am allermeisten die Sache Christi in den Augen der Menschen. In der ganzen Selbstüberhebung, Sattheit und Weltlichkeit, in die sie damit unbewusst gerät, tritt sie dann auch dem wirklichen Gott entgegen, wenn er in Sachen oder Menschen ihr begegnet, und kreuzigt ihn. Das Kreuz Christi ist darum auch das ewige Gericht über die Kirche, die — das Kreuz auf ihre Türme setzt.

Das Kirchen-P r i n z i p nun ist nicht einfach identisch mit dem I n h a l t der Kirchen. Dieser ist bei allen ja Christus, ist das Evangelium. Aber es kann in sie eindringen und damit kann seine G e f a h r Wirklichkeit werden. Das gilt von den protestantischen Kirchen (die bei uns merkwürdigerweise nicht das Kreuz, sondern den Hahn auf den Turm setzen) nicht weniger als von der katholischen. Es gälte, auch wenn sie sich „Gemeinden" nennten. Denn es sei nun wieder stark betont: Es handelt sich nicht um N a m e n, sondern um P r i n z i p i e n. Und es sei hinzugefügt: Es handelt sich nicht um F o r m e n und E i n r i c h t u n g e n, sondern um M ä c h t e. Die katholischen Kirchen sind zwar, als die typischeren Ausprägungen des Kirchenprinzips, auf der einen Seite auch dessen Gefahren mehr ausgesetzt. Aber sie sind dafür auch wieder durch das katholische Prinzip: für Christus die W e l t in Anspruch zu

nehmen, vor der Entartung in blosse „Religion an sich“ mehr geschützt; die protestantischen sind ihrer Natur nach weniger von der Versuchung bedroht, weltliche Mächte zu werden, aber dafür kommt ihnen die Gefahr von der entgegengesetzten Seite: dass sie in einem blossen privaten Religionswesen von Gott abkommen. Auch die protestantischen Gemeinden können in sich selbst erstarren. Sie können mit Eifer Religion treiben und dabei gegen Gottes Sache blind und gleichgültig, ja heftig ablehnend werden. Sie können sich dabei, Gott vergessend, an die Welt verraten, können auch sich mit den Mächten der Welt verbinden und verbünden. Und dann kann es sein, dass das Gericht des lebendigen Gottes auch über sie ergeht und sie zerbrechen, damit Er gelte und eine neue Gemeinde seine Sache übernehme.

Ich bin damit also wieder auf die Kritik an der Kirche gekommen. Kritik heisst ja sozusagen Gericht. (Das Wort „Krisis“ bedeutet ursprünglich auch „Gericht“.) Ich hoffe, dass nun das innerste und tiefste M o t i v dieser Kritik aufgedeckt sei. Sie erfolgt nicht — ich will dies zum dritten Mal sagen — aus irgend einer leichthinigen Geringschätzung, wie das etwa bei einer gewissen Art von „Aufklärung“ der Fall sein mag. Ich persönlich habe Kirche und Pfarramt geliebt, habe mit keinem Problem so schwer gerungen — ich darf noch einmal sagen, und ohne Uebertreibung: bis aufs Blut, bis in den Tod hinein — wie mit dem Kirchen- und Pfarrerproblem. Immer noch stehe ich dem Kirchen-Prinzip mit völliger, tiefster Aufgeschlossenheit, ja, ich darf sagen: mit innerstem Verständnis gegenüber. Auch mein Ringen um den Sinn und das Recht des Katholizismus wäre ganz aussichtslos und fruchtlos gewesen, wenn ich für das eigentliche Herz des Katholizismus — und das ist ja die Kirche — kein solches Verständnis besässe. Davon nun genug. Ich füge aber hinzu, dass man sich auch irrt, wenn man glaubt, dass ich und meine Gesinnungsgenossen uns gegen die Kirche wendeten wegen ihrer vielen Mängel, Schwächen und Sünden. Wir sind weder so selbstgerecht, noch so oberflächlich und wissen, dass nicht nur wir selbst auch mit Mängeln, Schwächen und Sünden behaftet sind, sondern dass dies ein Schicksal aller Lebensformen ist, soweit eben darin nur der Mensch in Betracht kommt. Wer etwas von Genossenschaft und Gewerkschaft kennt, der weiss auch, wie sehr menschlich es darin zugeht. Und wenn man zu höhern Gemeinschaftsformen aufsteigt, etwa zur Siedelung oder zur freien religiösen Gemeinschaft, so ist es eine tiefe Erfahrung, dass mit dem Mass des Anspruchs auf Reinheit und Vollkommenheit auch die Gefahren wachsen, die meistens nicht bloss Gefahren bleiben. Nein, die Täufergemeinde der „Heiligen“ halten wir zwar hoch in Ehren, aber sie ist nicht unser Ziel. Wir sind keine Sektierer. Man tut uns stets Unrecht, wenn man uns so einseitig zu „Täufern“ macht. Wir schliessen, freilich unter

Berücksichtigung des von der offiziellen Reformation tragisch verkannten Rechtes der „Täufer", doch an die Gesamt-Reformation an, wir Schweizer vor allem an Zwingli und Calvin (oder umgekehrt an Calvin und Zwingli), aber auch hier so, dass wir Luthers Recht mit hereinnehmen möchten. Was wir wollen, ist die Fortsetzung dieser Linie, welche Fortsetzung, im Sinne aller Reformation, ein Zurückgehen zum „Anfang" sein muss, nur dass dieses Zurückgehen uns noch tiefer als damals in den „Anfang" hinein, noch näher zur Quelle führen sollte.

Auch darüber will ich volle Klarheit schaffen, dass es uns nicht einfällt, all das Gute zu verkennen, das die Kirchen im Einzelnen tun, all den Ernst, all die Hingabe, all die aufrichtige Frömmigkeit zu verkennen, die so viele Pfarrer und „Laien" der Kirche widmen. Wir sind auch stets willig gewesen, es anzuerkennen, wo die Kirchen als solche etwas Gutes und Tapferes getan haben. Ich meinerseits bin auch durchaus zu dem Zugeständnis bereit, dass unsere protestantischen Kirchen heute bedeutend ernsthafter sind, als vor einigen Jahrzehnten. Wenn ich eine Vergleichung brauchen darf: so wenig wir den Militarismus angreifen und das Militär beseitigen wollen, weil es unfähige Offiziere, schlechte Behandlung der Soldaten, unglückliche Kriege gibt, sondern weil die Zeit des Militärs und des Krieges abgelaufen ist, so wenig greifen wir die Kirche an und geben die Parole aus: „Los von der Kirche!", weil vieles an der empirischen Kirche mangelhaft und verkehrt ist, sondern weil nach unserer Meinung das Zeitalter der Kirche abgelaufen ist. Denn der Ernst, die Hingebung und Frömmigkeit so vieler Pfarrer und Laien, ja sogar die ganze Erneuerungsbewegung in den Kirchen beweist nichts gegen diese Ueberzeugung. Als das alte Heidentum zu Ende ging, da war es viel ernster, frömmer, tiefer als je zuvor. Mitten aus einer Erneuerung, einem Ernster- und Besserwerden der römischen Kirche brach die Reformation des sechszehnten Jahrhunderts hervor. Auch den Priestern, gegen welche die Propheten auftraten, und den Frommen, die Jesus ans Kreuz brachten, fehlte es sicherlich nicht an religiös-sittlichem Ernst und allerlei Ansätzen für Neues und Besseres. Trotzdem kam es zu einem Bruch, der eine Revolution bedeutete, trotzdem brach über die Sache, die jene vertraten, das Gericht herein. Sittlich-religiöser (oder religiös-sittlicher!) Ernst schützt eben nicht vor dem Versagen gegenüber Gott, kann sogar, als Selbstgerechtigkeit (trotz allem Sündenbekenntnis) diesem Vorschub leisten. Auch im Leben des einzelnen Menschen hilft aller Fleiss und alle Bravheit in „guten Werken" nichts, wenn er in dem Einen versagt, auf das es ankommt: im Gehorsam gegen Gottes entscheidendes Gebot.

Nein, unsere Ablehnung dessen, was wir Kirche nennen, ist anders gemeint. Sie hängt in zwei Angeln: sie hat einen negativen

und einen positiven Grund, die allerdings zuletzt nur einen Grund bilden, der eine negative und eine positive Seite hat.

Der negative Grund ist das vollständige Versagen der Kirchen vor den grossen und entscheidenden Aufgaben, die wir für gottgewollt halten müssen. Diese gottgewollten Aufgaben stellen sich uns, wie man weiss, vor allem in zwei Formen dar: als das soziale Problem im allgemeinen und als das Kriegsproblem im besonderen. Ich brauche an dieser Stelle gewiss nicht aufs neue das so oft Gesagte zu wiederholen, dass es uns dabei nicht bloss auf die äussere Aenderung der gesellschaftlichen Lebensformen ankommt, sondern auf etwas viel Grösseres und Tieferes: das Gericht über eine von Gott abgefallene Welt und die Rückkehr zu ihm, und dass das soziale Problem nur die gewaltige Mahnung Gottes ist, die auf dieses Höhere und Tiefere hinweist. Vor diesem für uns ganz unzweideutigen Willen Gottes haben die Kirchen versagt und versagen fortwährend. Es bleibt trotz Stockholm und trotz der sozialistischen und antimilitaristischen Pfarrer (so hoch ich beide Erscheinungen schätze) dabei. Die Kirche kommt damit nur hintennach gehinkt, die „Welt" hat längst viel besser den Willen Gottes in diesen Dingen erfasst, und was sie in der sozialen Bewegung und in der Friedensbewegung geleistet hat, das ist ganz unvergleichlich mehr, als was die Kirchen getan haben. Dieses verschwindet darob völlig. Darüber kann sich nur täuschen, wer als Kirchenmensch so sehr in der geistlichen Atmosphäre lebt, dass er nur sieht, was die Kirchen tun und nicht, wie dieses Tun sich von der Welt aus betrachtet ausnimmt. Wer aber ausser der Kirche in der Welt steht, der weiss auch, welches das wahre Bild der Lage ist. Es fällt der Welt, und zwar auch der dem Guten, der Gott zugewendeten Welt, gar nicht ein, in ihren Nöten etwa nach der Kirche zu fragen.

Und es ist auch nicht etwa so, dass die Welt ein grosses Stück voraus wäre, die Kirchen aber nun nachkämen. Stockholm hat nur ganz matte Folgen gehabt. In der Kriegsfrage bleiben die Kirchen, zum mindesten auf dem europäischen Festland, geteilten und kühlen Herzens. Der Ausgang der Verhandlungen darüber in der schweizerischen Predigergesellschaft ist charakteristisch. Eine Kirche, die den grossen durch die Lage geforderten Entscheidungen aus dem Wege geht, bescheinigt damit den eigenen Bankrott. Sie tut das noch deutlicher, wenn sie sich, wie die zürcherische Synode, notwendigen Schritten des Glaubens gegenüber auf die „gegenwärtigen Verhältnisse" beruft. Man denke einmal beides zusammen, das Neue Testament und die Berufung auf die „gegenwärtigen Verhältnisse"!

Trotz allem und allem gebe ich zu: wenn die Kirchen im letzten Augenblick noch ein ganzes und starkes Wort fänden, dann wäre es noch jetzt nicht zu spät. Es ist die letzte Viertelstunde, sicher,

niemand darf sich darüber täuschen, aber diese letzte Viertelstunde könnte Sünden und Versäumnisse von Jahrhunderten gutmachen. Es spielte dann ein Faktor eine entscheidende Rolle: die Kirchen könnten jenen Bewegungen der Welt ein letztes Wort, und das bedeutet: eine letzte Kraft hinzufügen, die sie selbst noch nicht haben. Damit wären sie sofort an der Spitze — was ich selbstverständlich nicht im Sinne eines weltlichen Ehrgeizes meine, schon darum nicht, weil die Kirchen dann ja sofort in Gegensatz zur Welt gerieten. Sie müssten ja, um das zu leisten, worauf es jetzt ankäme, sehr viel radikaler (im tiefsten Sinne des Wortes) sein als jene Weltbewegungen und würden damit sofort Märtyrerkirchen.[1]) Aber gerade darum kann ich nicht mehr glauben, dass die Kirchen diesen, menschlich gesprochen, sie selbst und die Welt rettenden Schritt der letzten Viertelstunde — vielleicht sind es aber bloss noch fünf Minuten — tun werden. Wie gern wollte ich es glauben! Aber ich kann der andern Stimme in mir, die mir sagt, dass es nicht so gehen werde, vielleicht gar nicht solle, nicht Gewalt antun. Wenn Andere anders glauben können, so freut es mich herzlich, ich kann es, nach all meinem Erleben, nicht mehr, es müssten denn neue, tiefe Erlebnisse und Wendungen bei mir eintreten. So wie ich jetzt sehen muss, kann ich nur sagen: was auch etwa die Kirchen noch leisten oder nicht leisten werden, das Neue, Entscheidende, das nun kommen soll, muss in den Kirchen, ausser ihnen, auch gegen sie, von der „kleinen Herde" (und das ist eben die „Gemeinde") getragen und durchgekämpft werden.

Dieses ganze Versagen beruht eben nicht bloss auf Schwäche, sondern auf einem „Prinzip". Damit komme ich auf das, in negativem Sinne, Entscheidende: unsere Kirchen sind gar nicht auf diese Dinge verpflichtet. Sie sind überhaupt auf nichts verpflichtet! Sie haben keine Sache mehr. Wohl werden die Pfarrer auf das „Wort Gottes in der heiligen Schrift und die Grundsätze der Reformation" verpflichtet, aber einmal herrscht über das Wort Gottes und die Grundsätze der Reformation alles eher als Uebereinstimmung, sodann kümmern sich die Gemeinden herzlich wenig um diese Ordinationsverpflichtung der Pfarrer. Was die Gemeinden etwa noch an der Kirche festhält, ist die Gewohnheit, zum Teil geradezu die Gleichgültigkeit, zum Teil ein Rest von Gebundenheit an das, was nicht von dieser Welt ist, zum allergrössten Teil aber der religiöse Egoismus: das

[1]) Wenn die Kirchen den Weg gingen, den Pfarrer Ernst Etter in Rorschach bei Anlass der thurgauischen Reformationsfeier in einer sehr schönen Rede gezeigt hat, dann träte gewiss diese Wendung ein. (Vgl. Ernst Etter: „Ausblicke an einer Reformationsfeier". E. Löpfe-Benz, Rorschach.)

Bedürfnis nach Trost und Hilfe in den rein privaten Nöten des Lebens, nach einer privaten Erlösung. Von Gemeinde im wahren Sinn keine Spur. Und vor allem: keine Spur von einer Sache, die die Kirchen als solche hätten und anerkennten, keine Spur von einer Verpflichtung auf die Sache Gottes in der Welt. Sie sind auf die natürliche Geburt und auf die — Kirchensteuer gegründet, nicht auf ein Bekenntnis — wobei ich natürlich nicht an ein dogmatisch-intellektuelles Credo, sondern an das Bekenntnis zur Sache Christi in der Welt denke. In diesem Sinne aber ist es wahr: eine Kirche ohne Bekenntnis ist ein Haus ohne Fundament. Es muss stürzen. Und so stürzen unsere Kirchen zusammen vor dem Sturm und Strom des Lebens Gottes, die nun heranbrausen. (Matth. 7, 16—27.) Wir können auch sagen: Sie stürzen zusammen vor Christus.

Die Welt aber hat sich der Sache Christi bemächtigt oder umgekehrt: Christus ist aus den Kirchen ausgezogen, um sich der Welt zu bemächtigen. Rothe behält durchaus Recht und noch mehr behält Blumhardt Recht. In der Welt, nicht in den Kirchen, will nun die Sache Gottes Wirklichkeit werden. Selbstverständlich ist es nicht die Welt selbst, aus der dies hervorbricht, sondern es bricht aus Christus, der nach der Fleischwerdung des Wortes in der Welt wirkt. Ja, wir können noch weiter gehen: Es ist, menschlich gesprochen, die Gemeinde Christi, von der diese Kraft ausgeht, die nun immer mehr die Welt bewegt. Ihr Glauben, Hoffen, Beten, Leiden ist die sakramentale Kraft, die in die Welt eindringt und dort als Sozialismus, Friedensbewegung, Kampf um Freiheit, aber auch als Hunger nach Gott wirkt. Es ist Gott selbst, der lebendige, es ist der lebendige Christus, es ist der heilige Geist als Schöpfer und Beunruhiger. Aber es ist nicht die Kirche, es sind, besser gesagt: nicht die Kirchen![1])

Damit ist nun der positive Grund unserer Kirchenkritik auch schon stark angedeutet. Es ist auch klar, dass es sich dabei eigentlich nicht um unsere Kirchenkritik handelt, sondern um die Kirchenkritik Gottes, die wir zu beobachten meinen. Das gilt erst recht, wenn wir nun den positiven Grund aussprechen: Die Kirchen zerfallen, weil Gottes Sache heute in die Welt hinein will. Das ist nach meinem Empfinden der Sinn dieser Welt- und Gotteszeit, das die Unruhe der Welt. Ich betone so stark ich nur kann: die Kirchenkritik hat zuletzt einen positiven Grund. Sie will nicht auflösen, sondern erfüllen. Sie will nicht zerstören, sondern bauen. Die Kirche, etwas Grosses und Heiliges, muss abnehmen, damit das

[1]) Ich bemerke ausdrücklich, dass meine Kritik zunächst die protestantischen Kirchen im Auge hat; die der katholischen überlasse ich den Katholiken.

noch Grössere und Heiligere zunehme, ja, sie muss sich in dieses Grössere und Heiligere auflösen.

Christus will aus den Kirchen hinaus in die Welt hinein — und in die Hölle hinab. Das ists, was wir meinen. Das ists, was ich meine. Da wir nun einmal von diesem Letzten und Heiligsten reden, so darf ich wohl auch Dinge sagen, die ich sonst nicht ausspreche. Der ganze Sinn meines Weges, zu dem die Parole: „Los von der Kirche" gehört, wird dadurch doch nicht von ferne richtig bezeichnet; sie ist nur sein negatives Vorzeichen, er hat aber vor allem einen positiven Sinn: Christus will heute in die Welt (und die Hölle!) hinein, wir aber sollen ihm dorthin folgen. So bin ich ihm gefolgt, aus dem in tiefen Schmerzen doch geliebten Kirchenhaus weg in die kalte, öde Welt, in die Wüste, in die Hölle, um ihm in der Wüste „den Weg zu bereiten", um in der „Hölle" zu verkündigen, dass er der Herr und Helfer sei: so bin ich ihm gefolgt, so weit ich konnte — ihm nach in Welt und Hölle hinein — so weit ich konnte — in bittern Schmerzen, bis in Todesnot hinein führenden Schmerzen, aber doch auch in unendlicher Freude der Freiheit und des erfüllten Auftrags. Die „Welt" muss „Kirche", die Schöpfung selbst muss Gottes Tempel, alles Tun Gottesdienst werden und die Kraft des Sakramentes, das Christus heisst, alles Leben der Welt erlösen. Wir aber müssen Träger des Sakramentes in die Welt und Hölle hinein werden. Mir stellt sich das Verhältnis, um das es sich handelt, oft so dar: Ich sehe vor mir einen gewaltigen und herrlichen Dom und um ihn herum die Welt. Wenn man nun im Kirchenstil denkt, dann gestaltet sich das Bild so, dass die Welt in diesen Dom strömt, um, prinzipiell gesprochen, darin zu bleiben, um selbst Kirche zu werden. Wenn man aber im Weltstil des Reiches Gottes denkt, dann strömt die Welt aus diesem Dom heraus, damit die Kirche zur Welt werde, zur Welt Gottes und seines Christus. Ja, es gilt wirklich das Wort:

„Aus der Kirchen ehrwürdiger Nacht
Sind sie alle ans Licht gebracht";

denn es gilt auch das andere Wort:

„Denn sie feiern die Auferstehung des Herrn."

Es ist die Auferstehung Christi in der Welt. „Aus der Kirchen ehrwürdiger Nacht" kommt die Christenheit heraus in die Weltsonne der Erlösung im Reiche Gottes.

In diesem Sinne sage ich: „Die Kirchenzeit ist aus, es beginnt die Weltzeit Christi."

5.

Ich könnte aber auch sagen: Die Kirche stirbt, aber es lebt die Gemeinde. Denn dabei bleibt es, dass eine Gemeinde sein muss,

welche, menschlich betrachtet, die Sache Gottes trägt. Die Sache Christi muss freilich in die Welt hinein. Sie muss in die Rathäuser, die Schulhäuser, die Fabriken hinein; sie muss in die Familien, die Kommunen, die Völkerbünde hinein; sie muss in die Genossenschaften, die Gewerkschaften, die Siedelungen hinein; sie muss auf die Strassen und auf die Felder hinaus; sie muss in die Hölle hinab, gewiss, — aber dahin muss sie getragen werden. Nun bleibt freilich das Ziel, dass hier überall Gottesdienst geübt werde, Tempel sei, Sakrament walte, und wir müssen schon jetzt dieses Ziel ergreifen. Aber es bleibt dabei Zweierlei bestehen: Einmal, dass das ein Ziel ist, dass die Welt heute auf weite Strecken noch gottesferne ist, dass also die Sache Christi dorthin getragen werden muss, also dafür Träger vorhanden sein müssen. Diese Träger aber können nicht isoliert sein. Es liegt in der Natur der Ordnungen Gottes, dass diese Träger sich nach andern Trägern umsehen, mit ihnen sich zusammenschliessen müssen. Zu Christus gehört die Gemeinde. Nur ihr, und das heisst auch: denen, die mit ihr verbunden sind, gilt letztlich seine Verheissung. Nur sie bekommt seine Erlösung, bekommt seine Gaben. Aber diese Gemeinde ist keine Kirche. Sie ist nichts als Trägerin der Sache Christi, Organ des Reiches Gottes. Sie ist „Israel", ist „Volk", ist „Gottesvolk", „Christusvolk", sie ist das, was Blumhardt mit dem „Zion Gottes" gemeint hat. Wir können es auch so sagen: Wo dieser Geist waltet, wo dieses Ziel herrscht, da ist Gemeinde.

Aber gerade dieses Stichwort führt uns nun weiter, zum Letzten und zum Abschluss.

Es erhebt sich endgültig die Frage, wie wir, die wir so denken, uns zu den vorhandenen Kirchen stellen.

Hier möchte ich zuerst wieder eindringlich betonen, dass wir nicht einfach auf Zerstörung der Kirchen aus sind. Wir sind zwar gegen die Kirche, aber nicht ohne weiteres gegen die Kirchen. Denn wir sind für die Gemeinde und es ist nicht unmöglich, ist sogar deutlich Tatsache, dass etwas von Gemeinde auch in den Kirchen lebt. Die protestantischen wollen (wie wir gesehen haben) ursprünglich und ihrem Wesen nach Gemeinden sein, nicht Kirchen im eigentlichen Sinn; die katholische Kirche aber — auch sie geht uns innig an — bewahrt vielleicht, wie ich angedeutet habe, gerade in ihrer Betonung der Kirche auch etwas vom letzten Sinn der Gemeinde. Es ist möglich, dass von diesem Kern aus eine weitere Entfaltung geschieht, die auch einer neuen Einheit entgegenführt. Ich glaube durchaus, dass man in unseren Kirchen der Sache Gottes dienen kann. Man kann es nach meiner Auffassung freilich nur so tun, dass man eben auf dem Boden der Kirche entschlossen bloss dem dient, was mehr ist als die Kirche. Ich meine, Menschen, die im übrigen von der Sache Gottes so denken wie ich,

können es nur in diesem Sinne tun, und vergesse im übrigen gewiss nicht, dass alles ernste und ehrliche Tun irgendwie Gottes Sache zugute kommt. Auf die Menschen aber, die in jenem Sinne den Kirchenweg gehen, blicke ich ohne Vorwurf, oft mit grosser Bewunderung und stets mit Dankbarkeit. Ich selbst musste und muss einen andern Weg gehen. Wer das bezweifelt, der versündigt sich an mir; ich hatte nicht die Wahl, da waltete Notwendigkeit. Ich konnte und kann nicht anders. Ich habe alles getan, was mir möglich war, um bei der Entscheidung allen Eigenwillen auszuschalten und Gott allein entscheiden zu lassen, was dann Anlass zu Verkennung und Verleumdung gegeben hat. Wahrhaftig, es hat mich Todeswehen gekostet. Aber wer nicht meinen Weg gehen muss, den Weltweg und Höllenweg Christi, der muss den andern gehen; wer als Pfarrer den Pfarrerweg gehen kann, der muss ihn gehen. Dem Wesen und letzten Sinne nach halte ich selbstverständlich meinen Weg für den allein rechten, für den Weg für Alle, aber der Form nach gibt es ebensogut einen andern, insofern man eben auch in den Kirchen der Weltsache Gottes dienen und ihm in alle Höllen folgen kann. Und nur dann freilich — das wiederhole ich — hat der Kirchenweg Recht und Sinn.

Man kann — und muss unter Umständen — versuchen, an einer Erweckung der Kirchen zu der von Gott gestellten Aufgabe der Zeit zu arbeiten. Vielleicht gelingt diese Erweckung; vielleicht ist es Gottes Wille, sie herbeizuführen. Vielleicht geschieht dies durch die, welche drinnen bleiben, vielleicht noch mehr durch die, welche draussen, aber natürlich nicht ausser der Gemeinde, sind, vielleicht durch beide, wie bei Arbeitern in einem Tunnel, die von entgegengesetzten Seiten sich nähern. Vielleicht aber werden die heutigen Kirchen vom kommenden Sturm des göttlichen Gerichtes, von der Revolution Gottes umgeworfen und muss die Gemeinde vollständig neue Formen annehmen. Wenn die Kirchen sich ernstlich und rasch aufrafften und wieder ein Bekenntnis bekämen, und zwar eben nicht als neues oder altes Credo, sondern als Verpflichtung zu einer Sache — was für eine Sache das sein soll, brauche ich hoffentlich nicht mehr zu sagen — dann würden wir Andern vielleicht auch wieder mitmachen.[1])

Aber eine Erneuerung der Kirchen kann nach meiner Auffassung freilich nicht eine zur Kirche, sondern nur eine zur Ge-

[1]) Ich benütze die Gelegenheit, um einen Irrtum zu berichtigen, auf den ich hin und wieder stosse: dass nämlich mein Weggang aus der Professur der Theologie auch den Austritt aus der Kirche bedeutet habe. Ein solcher ist nicht erfolgt. Ich mache bloss, wie so viele, nicht mehr „aktiv" mit, verfolge jedoch mit tiefster Anteilnahme das, was in den Kirchen geht, abwartend, ob es vielleicht einmal wieder zu mehr kommen kann. Es ist übrigens lehrreich, dass man meint, wenn ein Mann nicht mehr Professor der Theologie (oder Pfarrer) sei, so sei er damit aus der Kirche ausgetreten!

meinde sein. Die Gemeinde bleibt auf alle Fälle das Umfassende. Sie hat in der Kirche und ausser der Kirche ihre Glieder. Sie ist unsichtbar, aber auch sichtbar. Denn sie wird auch gewisse Formen annehmen. Ueber diese Formen, soweit sie von den bisherigen, seis kirchlichen, seis gemeinschaftsmässigen, abweichen, kann und will ich jetzt nicht noch ausführlich reden, gedenke es aber ein andermal zu tun. Nur ihr Wesen sei noch angedeutet. Sie müssen sich, nach der Natur der Gemeinde, auf der Linie bewegen, die heisst: Christus in die Welt hinein. Ueberall in der Welt — und in der Hölle — müssen sich, auf die freieste Weise, in tausend Formen, Menschen zusammenfinden, die sich im Höchsten und Letzten verbunden fühlen. Das oberste Ziel ist, dass eines Tages diese Formen mit den natürlichen Schöpfungsformen der Welt zusammenfallen, und immer müssen sie darum diese Entwicklungsrichtung innehalten, aber bevor wir so weit sind — und wenn wir so weit wären, so wäre das ja wohl das Reich Gottes unter uns — werden auch besondere Formen nötig sein, durch welche die in der Welt zerstreuten Kinder Gottes sich verbinden können, um miteinander Zeugnis abzulegen von ihrem Glauben und Hoffen und darin sich zu bestärken. Gelesenes und gesprochenes „Wort", dazu Lied und Gebet werden irgendwie die ewigen Elemente eines „Kultus" sein, den solche Gemeinden feiern. Vor allem aber müssten sie in Leben und Tat verbunden sein. Und alle nach jener Einheit der Kinder Gottes streben, die keinen Sektengeist duldet. Denn das Reich Gottes bedeutet Einigung. Das „Zion Gottes" muss das Volk sein, das die Menschheit in Christus erfasst und zusammenfasst. Das allein darf Gemeinde bedeuten. Die Gemeinde muss nicht nur die Kirchen einer Konfession, sondern auch die Konfessionen überspannen, sie muss durch alle Kirchen, ja, in gewissem Sinne sogar durch alle Religionen gehen, darin und darüber eine halb offenbare, halb verborgene Einheit schaffend. Das aber ists, was nun Gott in der Welt haben will und die Zuwendung zu Gott und zu seiner Herrschaft über die Welt aus der atomistischen Götzenwelt unserer Tage bedeutet von selbst Wendung zur Einheit hin. Ich glaube, dass auf dieser Linie und in vielen solchen Formen sich die Auflösung der Kirche zur Gemeinde vollzieht und vollziehen wird. Aber noch einmal: die Auflösung kann und soll bloss Erfüllung sein!

Und nun sage ich zu den Brüdern und Schwestern, die noch, in einem nicht nur äusserlichen, formellen, sondern tieferen und prinzipielleren Sinn, in den Kirchen sind und zu ihnen halten: Sollten wir so sehr getrennt sein? Wir möchten, sei's in, sei's ausser der Kirche, zur Gemeinde gehören — was wollen wir mehr? Was brauchen wir mehr? Arbeitet ihr in der Kirche (ich meine: tätig an ihrem Leben teilnehmend), mit ihren Mitteln, was

ihr könnt und so gut ihr könnt, wir nehmen daran tief und ernsthaft teil und segnen euch — segnet auch ihr uns, die wir in der Welt, in den Weltformen des Reiches Gottes und doch auch sehr gegen die Welt, Christus zu dienen versuchen. Wir gehören ja alle zur Gemeinde Christi.

Oder sollte das Auflösung ins Chaos, Mehrung des Chaos sein? Das scheint Professor Brunner zu glauben, und sicher glauben es Viele mit ihm. Er empfindet die Kirchen als ein Element der Gemeinschaft und befürchtet von dem „Los von der Kirche" eine Vermehrung des Chaos. Nun habe ich schon am Anfang unserer Erörterung der Kirchenfrage gezeigt, dass unser Widerspruch gegen die Kirche von ferne nicht aus einem falschen Individualismus entspringt. Aber ich möchte jetzt noch dies hinzufügen: Wir haben uns von der Kirche (in dem nun hinlänglich dargestellten Sinn) abgewendet, gerade weil sie uns keine Spur von wirklicher Gemeinschaft gewährte, gerade weil wir nach der Gemeinde hungerten und hungern. Es liesse sich nun zeigen, dass dieser Mangel mit dem Grundwesen der Kirche zusammenhängt. Die Kirche, als die Organisation der Religion an sich, muss fast notgedrungen zu einem gewissen „heiligen Egoismus" führen. Namentlich wird dies dann der Fall sein, wenn sie das Evangelium zu der „Rechtfertigung aus dem Glauben allein" einengt und dadurch zu einem rein privaten Verhältnis zu Gott anleitet. Tatsächlich sind die Kirchen wie die Theologie darum viel mehr ein Element der Zwietracht und Zerreissung der Menschenwelt, als ein Element der Verbindung. Oder welche Macht wäre eine leidenschaftlichere Trägerin des Nationalismus als gerade sie, und dies besonders innerhalb des Protestantismus? Und haben sie den Klassenkampf innerhalb der Völker auch nur ein wenig überbrücken können, wollen? Damit vergleiche man die Brüdergemeine und die Quäker, wie in ihnen der Strahl aus der Welt der Gemeinde, der sie sind, eine im Verhältnis zu dem äusseren Bestand dieser Gemeinde-Gemeinschaften ganz wunderbare, die streitende Menschenwelt zum Frieden verbindende Macht geworden ist. Gerade um die Atomisierung der Menschenwelt aufzuheben, wollen wir die Gemeinde.

IV.

Lieber Leser — besonders du Pfarrer, Berufstheologe oder sonst der Kirche eifrig Zugetaner, zürne mir nicht ob dem, was ich nun geschrieben habe. Glaube mir: es ist mit Herzblut geschrieben. Ich weiss auch ganz genau, dass ich mit diesem Denken heute — nach scheinbar grosser Gesellschaft noch vor einem Jahrzehnt — recht allein stehe. Die Entwicklung geht wenigstens in den Kirchen augenblicklich einen andern Weg, Wind und Wellen dieser Tage sind gegen mich. Die müde Welt sucht leichtere, sicherer scheinende

Wege. Nur eine wenig sichtbare Gemeinschaft umgibt und trägt heute die, welche den Weg der Gemeinde und den Weltweg des Reiches Gottes gehen wollen — ihn mit Gott, mit Christus und den Brüdern gehen wollen. Es ist kein leichter und bequemer, es ist ein sehr schwerer Weg, man kann ihn nur gehen, wenn man muss.

Und nun? Wie stehen wir zueinander? Ist der Unterschied grösser oder die Einigkeit? Bewegt sich der Unterschied bloss innerhalb des Kreises der Einigkeit, oder sprengt er diese?

Wenn ich den Leser damit nicht ermüde, so möchte ich nochmals die schon öfters gebrauchte Formel anwenden und erklären: Unser Kampf gegen „Kirche" und „Theologie" und die Stichworte: „Los von der Theologie!" „Los von der Kirche!" richten sich wesentlich und primärer Weise nicht gegen die Arbeitsformen und Institutionen, die jenen Namen tragen, sondern gegen bestimmte Mächte, die sich jener Formen und Institutionen bedienen und die nach unserer Meinung die Sache Gottes gefährden. Was wir positiv wollen und wovon jener Kampf eben nur die negative Kehrseite bildet, ist eine neue Orientierung des ganzen christlichen Wesens, eine neue Auffassung der ganzen Sache Christi. Dass dieser auch „Theologie" und „Kirchen" dienen können, leugnen wir nicht. Unsere Kritik an ihnen, soweit sie eben bestehende Formen und Institutionen sind, könnte von diesen aufgenommen werden; sie könnten sich zu dieser neuen Auffassung der Sache Christi bekennen; sie könnten, anders ausgedrückt, eine solche Revolution durchmachen.

Warum denn unser Kampf? Warum jene Parolen? Warum neue Worte, im besonderen: „Gemeinde", statt „Kirche"?

Ich antworte: weil diese Parolen und diese andern Worte eben eine Wendung in der Sache ausdrücken, weil sie scharf, ja anstössig auf diese nötige Wendung hinweisen sollen. Dass dies geschehe, scheint uns durch die heutige Lage der Sache Christi gefordert. Diese ist durch eine falsche Entwicklung, zu der eben auch jene „Worte" gehören, belastet. Wenn ihre ursprüngliche Wahrheit neu durchbrechen soll, so muss sie auch eine neue Sprache sprechen. Anders ist es nie gegangen. Wenn wir also jene neue Sprache versuchen, so geschieht es nicht aus Neuerungssucht, sondern aus dem bittern Ernst eines gewaltigen Kampfes heraus.

Trotzdem — Worte allein dürfen nicht trennen. Und so bleibt die Frage: Wie stehen wir zueinander?

Den gemeinsamen Boden habe ich aufzuzeigen versucht. Ich gebe das Recht dessen, was Professor Brunner als „Theologie" verficht, zu, bringe nur eine Einschränkung an. Ebenso gebe ich zu, was er als „Kirche" verteidigt. Es ist im Kern genau das, was ich „Gemeinde" nenne. Der Unterschied besteht hier bloss darin, dass

ich mich stark gegen die bestehenden Kirchen wende, während er eher geneigt ist, ihr Recht zu vertreten. Aber auf der andern Seite weist ja Professor Brunner, wie wir gesehen haben, besonders in seinem Buche „Der Mittler" (von dem, wie gesagt, ein andermal ausführlich die Rede sein soll) doch die Theologie, d. h. die theoretische Arbeit so sehr in ihre Schranken, wie ich selbst es nicht entschiedener tun könnte, und so kann er wohl gegen die bestehenden Kirchen ebenso scharfe, wenn nicht schärfere, Worte brauchen als ich selbst. Da sollte also wohl eine Verständigung, ja Einigung möglich sein.

Ich möchte folgenden Vorschlag machen: Stellen wir uns entschlossen auf den Boden, den das Wort bezeichnet: „Trachtet am ersten nach dem Reiche Gottes und seiner Gerechtigkeit, so wird euch solches — das heisst in diesem Zusammenhang: „Theologie" und „Kirche", Gotteserkenntnis und Gemeinde — zufallen." Ich schlage vor, dass wir eine Zeitlang nicht allzuviel mehr über das Kirchenproblem reden, sondern mit neuer Kraft uns für die Sache Christi in der Welt einsetzen — wer weiss, ob es nachher noch viel zu reden gibt? Die „neue Theologie" hat vielleicht ein Recht gehabt, energischer als wir es getan, auf jene Stelle hinzuweisen, welche durch die Aufschrift: „Theologie" und „Kirche" mehr bezeichnet, als beschrieben wird. Aber was sie will (das heisst: glaubt und hofft), das ist trotz allen Vorbehalten doch auch die Gottesherrschaft, das Reich Gottes. „Theologie" als wissenschaftliche Arbeit (und nur darüber streiten wir uns, nicht über den Wert der Gotteserkenntnis) kann doch auch für sie im Bereich dieses Glaubens und Hoffens nur eine untergeordnete Rolle spielen. Ebenso die Form der Gemeinde und also auch die bestehende Kirchenform.

Von dieser letzteren doch noch ein Wort. Es gibt heute, wie ich natürlich wohl weiss, etwas wie eine Restauration des Kirchentums, eine Rückkehr zur Kirche. Der Titel des Buches „Das Jahrhundert der Kirche" (womit das kommende Jahrhundert gemeint ist) hat diese Stimmung verraten.[1]) In diese Bewegung fliesst oft ein starker Klerikalismus mit all seinem Hochmut und Pfaffentum ein. Er ist vielfach bloss Reaktion. Ich weiss, dass die „neue Theologie" diesen Weg nicht geht. Aber sie versucht doch, wie mir scheint, vielfach die von der Reformation geschaffene Gemeindeform, also die bisherige protestantische Kirchenform, in einer Weise als musterhaft und bleibend hinzustellen, die durchaus nicht berechtigt ist. Diese Form war geschichtlich bedingt und kann wieder in den Fluss der Geschichte versinken. Nur die Gemeinde ist ewig, und die Pforten der Hölle können sie nicht überwältigen, aber

[1]) Vgl. Dibelius: „Das Jahrhundert der Kirche".

vom Tempel (und diese protestantischen Kirchen sind eine Form des Tempels) gilt immer wieder, dass der lebendige Gott ihn zerbricht, wenn er ihm im Wege steht. Das ist die prophetische Art zu denken, die weder durch das Neue Testament, noch durch die Reformation aufgehoben ist — im Gegenteil! Und es entspricht doch auch wieder dem tiefsten Wollen der „neuen Theologie", wenn sie sich mit der starken Empfindung erfüllt, dass auch der Tempel, den wir als protestantische Kirche kennen, vor dem Wort Gottes zerbrechen könne. Diese Form hat keine Verheissung, Verheissung hat nur die Gemeinde, Verheissung hat nur die Sache Gottes für die Welt, in der Welt, über der Welt, und ihre Träger: das Zion Gottes, das Volk Gottes. Eine zu starke Festlegung auf diesen Tempel führte vom Weg des lebendigen Gottes ab.

Was aber jene reaktionäre Restauration des Kirchentums betrifft, so sehe ich wohl ein, wie die allgemeine reaktionäre Strömung, die Müdigkeit und Zerrissenheit der Zeit, und gewiss auch viel unklare tiefere Empfindung ihr entgegenkommen. Aber ich halte das nur für ein Intermezzo und höre von Zeit zu Zeit sehr deutlich schon etwas vom Brausen der Stürme Gottes, die das Gericht über diese Kirchen bringen — falls sie sich nicht vorher erneuern, aber nach vorwärts, nicht nach rückwärts erneuern!

Auf den Weg der Restauration des Kirchentums, der sehr bald sich als Sackgasse erweisen kann, sollte sich die „neue Theologie" nicht einlassen. Soweit sie das getan hat (und z. B. die „Dogmatik" von Karl Barth ist auf dem theologischen Geleise dieses Weges schon sehr weit gegangen, erschreckend weit), sollte sie rechtzeitig wieder umkehren. Noch einmal, ich schlage vor, dass wir uns so recht in dem Einen einigen, in dem Einen uns einig wissen: Gott allein, seine Herrschaft, sein Reich, alles Andere nichts.

Oder sollte uns das nicht einigen?

Ich will nicht durch ein grosses Beispiel uns selbst höher heben, als wirs verdienen, aber ich darf doch in aller Demut jenes tragische Wort abwandeln, hoffend, es werde diesmal nicht tragisch sein: Ich möchte mit niemand so gern einig sein, als mit euch Leuten von der „neuen Theologie". L. Ragaz.

Zur Weltlage

1. Das Mennonitentum in Russland.

Zur Deutschenflucht aus der Sowjetunion.

Die reformatorische Bewegung des um die Wende des 16. Jahrhunderts ins Licht der Geschichte tretenden ober- und niederdeut-

schen (schweizerischen und holländischen) Täufertums, das sich in der ersten Hälfte des 16. Jahrhunderts um die zielbewusste, harte, aber friedliebende Person des katholischen Expriesters Menno Simons (1492—1559) gesammelt, hat mit den jüngsten Ereignissen, der Deutschenflucht aus Russland, aufgehört, wie bisher in Jahrhunderten, Gegenstand höchstens rein theologischer oder kirchengeschichtlicher Untersuchung zu sein. Das Mennonitentum, das stets noch im Kapitel über die reformatorischen Kirchen sich mit einer wenig positiven Fussnote begnügen musste, tritt eben in seinem in Russland bodenständig gewordenen Glied vor das Forum aller Welt und beansprucht das Interesse der gesamten Kulturmenschheit.

Ein weiter und schwerer Weg liegt hinter diesem eigengewachsenen Bauernvolk, das aus den Religionskämpfen des ausgehenden Mittelalters in den Niederlanden und der Schweiz hervorgeht. Die verfolgten Täufer, denen die Fiktion der Gegner, sie stünden in direktem Zusammenhang mit Münster (1534/35) und dem Bauernrevolutionär Münzer (1525), zu schwerem Verhängnis werden musste, haben im Verlauf ihrer Geschichte nur vorübergehend aufgehört, die unbekannten religiösen Märtyrer und die landwirtschaftlichen Musterwirte des jeweils sie beherbergenden Landes zu sein.

Um das Wesen des Täufertums kurz zu beschreiben: Im Gegensatz zu ihrer Mutterkirche ist ihnen die Gemeinde der Gläubigen: eine Glaubensgemeinschaft, die ihr Vorbild in der jerusalemischen Urgemeinde sucht, das religiöse Prinzip. Der reformatorische Täufer sieht sich durch die ersten Christen gerechtfertigt, wenn er die Bürgerschaft im Reiche Gottes, die Zugehörigkeit zu einem Imperium von supranaturaler Art und Ordnung, im Gegensatz zu jeder diesseitigen, tatsächlichen Weltordnung, zum Staat, zum Reich dieser Welt sieht. Darum verweigert der Mennonit den Eid, den Staatsdienst (in jeder Form: als Verwaltungs- wie als Militärbeamter). In der Gemeinde, in geschlossener, durch die Taufe bezeugter Solidarität wird die jenseitige Ordnung: die Bruderschaft im Vertrauen, in der Liebe gegen Gott und die Brüder verkündigt und gelebt. Hier fehlen alle rein soziologischen und volkswirtschaftlichen Regelungen für das praktische Leben in dem Sinne, als wären sie Prinzip. Der Ursprung der mennonitischen Idee ist einzig im Religiösen zu suchen, von daher erhält ihre Lebenshaltung ihre Bestimmung. Das Mennonitentum verzichtet auf jede propagandistische Tätigkeit und auf alle Anmassung, Sendung an die Umgebung zu sein. In diesem Sinne ist das Täufertum von jeher unmissionarisch gewesen. „Das Werkzeug der mennonitischen Mission — war eher der Pflug als die Bibel, ihre Kanzel war die Tenne und ihre Prediger waren die Wirte." (A. Ehrt „Das Mennonitentum in Russland" in „Russische Blätter II", Wernigerode.)

In den Anfangsjahrzehnten des 16. Jahrhunderts ziehen die ersten

Scharen Verfolgter ostwärts, in das nachmalige Westpreussen, das den als Deichbauern rühmlich bekannten Ost- und Westfriesen die ersehnte Heimat bot. In den „Werdern", kristallisiert um die Städte Danzig, Elbing, Marienburg, sind ihre Nachfahren heute noch in geschlossenen Dörfern wie in zerstreuten Ansiedlungen zu finden.

Zwar hat es auch in Preussen lange und vielfach an jener Duldung gegen die holländischen Einwanderer gefehlt, die die gegen jedermann friedgesinnten Mennoniten erwartet. Erst unter dem loyalen Friedrich II. erlangten sie wirtschaftlich wie auch religiös und gesellschaftlich Gleichstellung mit dem preussischen Bürger.

Die Toleranz starb mit Friedrich dem Grossen. Gegen Ende des 18. Jahrhunderts ziehen die deutsch gewordenen Mennoniten, einem Ruf der russischen Zarin folgend, aufs neue gen Osten. Der Ruf von daher, die wilden russischen Steppen zu kolonisieren, kam der Sehnsucht dieser Bauern, endlich einmal ganz in Frieden schaffen zu können, entgegen. 1787/88 erfolgte die erste Auswanderung nach Russland: sechs und dann vier Familien siedelten am Dnjepr bei Chootitza an, die ihnen folgenden an der Molocnaja. Diese Siedlungen sind der eigentliche Mutterboden für das russländische Mennonitentum geworden: ihre Erstlingschaft bedingte ihren kulturellen Vorsprung gegenüber den späteren Mennonitensiedlungen im Ostreich. Teils als Tochterkolonien, teils als Neusiedlungen von neueinwandernden Täufern, entstand eine zwar stark lückenhafte, aber immerhin doch feststellbare Kolonisationskette: am Don, im Kaukasus, am mittleren Lauf der Wolga, in den Ausläufern des Ural: bei Ufa und Orenburg, in Sibirien, Turkestan, Chiwa und — neuerdings — am Amur wuchsen deutsche Siedlungen als Zeugnisse einer lebensfähigen, wirtschaftlich starken und frommen Bauernschaft.

Die seitens der Regierung zugesicherte Duldung und Freiheit in jeder Hinsicht war die Grundlage ihrer Existenz in Russland. Sie schufen sich ihr eigenes deutsches Schulwesen, das sich nach den ersten Pioniergenerationen auch auf die mittlere (höhere) Lehranstalt als Vorbereitung zur Hochschule auszudehnen begann. Hier wurde neben dem westpreussischen Plattdeutsch daheim das Schriftdeutsch erlernt, das deutsche Lied gepflegt und so die einseitige geistige Verbindung mit der deutschen Heimat hergestellt.

In den russischen Riesenwäldern (auf den sogenannten „Forsteien") leistete die mennonitische Jugend dem Staat in gediegener Forstkultur den geforderten Tribut des männlichen Bürgers. Der mennonitische Jungmann war auch zu Kriegszeiten — gemäss seinem Prinzip und dank seinem Recht — vom Waffendienst entbunden; dafür war er zum Sanitätsdienst verpflichtet.

In jeder Kolonie stand das stille, aber unerschütterliche Zeichen ihres Wollens: die schlichte, turmlose Kirche, in der einfache Bauern,

die Vertrauensmänner der (politisch, wirtschaftlich und religiös stets vereinheitlichten) Gemeinde die Bibel lasen und erklärten — wie einst vor Jahrhunderten, nur, dass sich die Sprache vom Niederländisch in Westpreussisch, vom Plattdeutsch in der ersten russischen Epoche allmählich zum Hochdeutsch gewandelt hatte.

Die kulturelle Einwirkung vom intelligenten, städtischen Russentum her schlug in die hermetische Abgeschlossenheit dieser Kolonisten eine Bresche; die mennonitische Jugend bezog oft — in Ermangelung von eigenen — russische Gymnasien und öffnete damit den einseitigen und oft auch engstirnigen Ideenkreis neuen Einflüssen, die freilich auf die bewährte tradierte Lebensform auch an keiner Stelle einen ernsten Angriff bedeuten konnten. Hingegen ist dieser Russifizierungsprozess, insoweit die Beziehung des Jungmennonitentums zum geistigen Russland diesen Namen überhaupt verdient, durchaus als ein erforderlicher, das gesellschaftliche und geistige Leben gleich bereichernder Zufluss anzusprechen, und der wurde in dem Masse zur Notwendigkeit, als diesem Kolonistentum gerade von reichsdeutscher Seite nur wenig Interesse geschenkt wurde und die Beziehungen zur alten Heimat fast ausschliesslich familiären und persönlichen Charakter trugen. (Wir sehen hier vom Abonnement alter deutscher Familienblätter, deren Lektüre in der mennonitischen Kolonistenschaft emsig betrieben wurde, ab.)

Die Abgegrenztheit des Mennonitentums machte andererseits eine Einwirkung auf die Umgebung schwierig. Es mag nach dem erforderlichen geschichtlichen Abstand ein sachliches Wort dazu geschrieben werden, inwieweit das Mennonitentum seiner Berufung, eine Musterlandwirtschaft zu betreiben und dadurch auf das russische Bauerntum volkserzieherisch einzuwirken, entsprochen hat. Jedenfalls verstand es der mennonitische Landwirt von vornherein, sich die Anerkennung als des besten Typs des Kolonisten zu erwerben. Seine Musterleistung steht ausserhalb jeder Frage — vorbehalten bleibt späteren Zeiten der andere Teil seiner Bestimmung: das Vorhandensein, respektive der Grad der Einwirkung auf den russischen Bauern.

Neben dieser sachlichen, kulturellen Bedeutung des russländischen Mennonitentums steht eine andere, ungewollte und von der Regierung zweifellos auch nicht erwünschte Beziehung religiöser Natur, die mit einer Regenerationsperiode innerhalb des Mennonitentums in Russland vor etwa fünfzig Jahren im Zusammenhang steht: die Mennoniten wurden zu Geburtshelfern der russischen, evangelisch betonten Erweckungsbewegung: neben den schwäbischen „Stundenhaltern" („Stundismus") waren es auch Mennoniten, vorzüglich der „Brüdergemeinde", einer erst im Osten entstandenen und vom deutschen Baptismus bestimmten Richtung, die zur geistigen Vaterschaft des russischen Evangeliums gehörten.

In diesen beiden Punkten erschöpft sich nun die Geschichte der Wechselbeziehungen zwischen Mennonitentum und Russentum.

Da kam die Revolution: Sie ist dem Individualismus der Mennoniten, der jedoch der Gemeinschaft — gemäss ihrer Geschichte — nicht nur nicht zuwider, vielmehr die beste Voraussetzung ist, unmöglich. Der Mennonit ist ein Mensch vollendet demokratischer Struktur; er verlangt das gleiche menschliche Recht für jeden, aber jeder ist ihm ein Glied der Gemeinschaft Volk. Die ausgesprochen individualistische Prägung des Einzelnen ist dort mit innerer Notwendigkeit auf die Gemeinschaft und Gemeinde gerichtet; denn das Leben dieser Bauern ist religiös fundiert. Ihre Demokratie ist die Darstellung der Erkenntnis von der Gleichheit aller vor dem Letzten. Hier liegen die Wurzeln ihrer kulturellen Erfolge, ihres vorbildlichen Zusammenlebens. Sie betonen die Nichtigkeit aller Diesseitigkeit — und siehe, sie werden der anerkannt wohlhabendste Bauernstand Russlands! Sie betonen die unmittelbare Beziehung zum Schöpfer aller Ordnung, jeden Kosmos' — und die Berührung mit Militär, Polizei und Gericht ist jedem Mennoniten fremd. Selbst ihr gesamtes Versicherungswesen ist völlig autonom: unabhängig von Regierung und Gesellschaft und auf dem Vertrauen des Bruders zum Bruder aufgebaut. Gewissenhaft besorgen sie von sich aus die Finanzierung der Förstereien, auf denen ihre Jugend dem Staat in drei Jahren Kulturarbeit den bürgerlichen Tribut entrichtet. Ihr gesamtes Leben hat in sich Ordnung, Haltung und Richtung. Aber eben in dieser Regelung ihres totalen Lebens, das einen markanten einheitlichen Zug verrät, ist dem Einzelnen unbeschränkte Freiheit gelassen; dieser Individualismus schuf erst diese Demokratie.

Hier setzt die antimennonitische Haltung des roten Staates ein: er will grundsätzlich Uniformierung, die Auflösung des Einzelnen in der Masse. Er will nicht Organismus, sondern Organisation, Mechanismus. Er verkündet die Herrschaft der Materie und bekämpft alle Mystik, auch dann, wenn ihre Bekenner seinen praktisch-wirtschaftlichen Normen in jeder Hinsicht genügen. Er verlangt die innere religiöse Gelöstheit und die Anbetung des Chaos. Eben die tiefe religiöse Begründung des mennonitischen Volkes erklärt die Bedeutung des heutigen antitheistischen Kampfes im Osten. Das Mennonitentum fühlt sich in seinem Wurzelgebiet angegriffen. Gewiss: ihm bedeutet das neue Sozialisierungsprogramm Stalins, das Russland in einem Zeitraum von fünf Jahren völlig kollektivieren soll, eine Lähmung seiner praktischen Energien; es fühlt sich hier im Wesen seiner sicheren Wirtschaftsführung und Kolonisationsarbeit beengt — aber der Geist einer bewussten und gewollten Antireligiosität, der geforderte Vorzug der Materie vor dem Geist, der Krieg gegen alles Irrationale schlechthin, das dem Mennonitentum

die Wurzel seines Wesens und Lebens bedeutet — das ist die eigentliche Ursache des Aufbruchs aus Russland.

Wieder wie vor 150 Jahren — freilich unter anderen Voraussetzungen und mit anderen Erfahrungen — stehen sie mit Weib und Kind auf dem Weg in die Welt, wo sie seit der Mennonitenauswanderung nach Amerika (Kanada, U. S. A., Mexiko und — neuerdings — Paraguay) in grossen Unterbrechungen ihre Stationen zählen. Der Bolschewismus hat ihnen den wahrlich nicht geringen, ehrlich erarbeiteten Reichtum genommen, aber er hat ihnen auch den unbezahlbaren Dienst tiefster Selbstbesinnung geleistet. Gern brechen sie die Brücke zu ihrer reichen, schönen und ruhigen russischen Vergangenheit ab, sie suchen weiter — wie ja schon immer — den Weg in die vergeblich gesuchte Freiheit — zu Gott, auf den vielleicht ein dünner Schatten ihres zum Götzen gewordenen Wohllebens gefallen war. In ihren Reihen wird mehr als einst das typische Lied mennonitischen Glaubens gesungen werden:

„Es ist hier nichts auf dieser Welt,
Was ganz mein Sehnen stillt . . ."

Vor dem nichtbegreifenden Repräsentanten des Bolschewismus in Moskau stehen diese schlichten Männer und fordern wie in einer alten Analogie: „Lass mein Volk ziehen! . . ."

Und Pharao trotzt — wie einst. Aber er wird auf die Dauer diesem Volk nicht wehren dürfen; denn es lebt aus anderen Kräften — wie jene Scharen der einst aus Aegypten Fliehenden — ins bessere Land . . .

J. Harder.

2. Mittelalterliche Verfolgung eines pazifistischen Priesters in Oesterreich.

Professor Dr. Johannes Ude ist nicht nur in ganz Oesterreich, sondern auch weit über seine Grenzen hinaus als aufrechter, unerschrockener Kämpfer für Sittlichkeit, Abstinenz und Frieden bekannt und geehrt. Er hat in seinem Wohnort Graz einen Volksverein für Sittlichkeit gegründet, er war die Seele eines grossangelegten Feldzuges für ein teilweises Alkoholverbot, und in letzter Zeit hat er sich mit voller Kraft für die Kriegsdienstverweigerung eingesetzt und eine katholische Gruppe des Bundes der Kriegsdienstgegner gegründet.

Diesem tapferen Priester, der überdies jeder Sache, der er sich widmet, durch seine hervorragende Wirkung als Redner ungemein nützlich ist, ist nun durch seine vorgesetzte kirchliche Behörde, den Fürsterzbischof von Seckau, das Predigen in ganz Oesterreich, sowie das Auftreten in öffentlichen Versammlungen verboten worden, und er muss jedes Manuskript vor der Drucklegung dem Bischof vorlegen. Das Dekret, das „auf Verlangen der hochwürdigen Diözesan-Bischöfe Oesterreichs" erlassen wurde, gibt als Grund an, dass Ude „trotz wiederholter Mahnung zur Mässigung seiner Tätigkeit in Wort und Schrift verschiedentlich Anlass zu ernsten Beschwerden gegeben habe".

Prof. Ude hat vor einiger Zeit dagegen protestiert, dass bei Prozessionen

(Fronleichnamsfest) Militär mitmarschiert. Er hat ein Schreiben an den päpstlichen Nuntius, in welchem dagegen Protest erhoben wird, dass die Geistlichen sich dazu hergeben, die Wimpel der Heimwehren einzuweihen, mitunterzeichnet.

Diese Dinge dürften der Kirche sicherlich unbequem gewesen sein, aber der zuletzt ausschlaggebende Grund der Verfolgung war eine rein kirchliche Frage und hat sich auf Udes Protest gegen den unwürdigen Empfang der Kommunion bezogen.

Ude hatte diesbezüglich im Oktober letzten Jahres eine Audienz bei seinem Ordinarius, dem Fürstbischof Pawlikowski. Durch Indiskretion kam fast der ganze Inhalt des von Ude selbst verfassten, den Hergang wahrheitsgetreu schildernden Protokolls dieser Audienz in die Zeitungen. „Christliche" Blätter haben dann Ableugnungen und Umdeutungen gebracht, die absichtliche Fälschungen darstellen.

Tatsache ist, dass Ude dabei in aller Ruhe und Objektivität seine Ansicht zur umstrittenen Frage vertrat, während der Kirchenfürst in leidenschaftliche Erregung geriet, besonders als Ude ihm auf seine Drohung der Suspendierung antwortete, Pawlikowski könne ihn suspendieren, er werde sich fügen, aber gegen sein Gewissen handeln könne er nicht.

Nachdem ihm das Abschreiben des unterzeichneten Protokolls brüsk verweigert wurde, wurde er unter beleidigenden Worten hinausgeworfen. Ude erwiderte kein Wort. Nur als der Fürstbischof ihm bei der offenen Tür zum Wartezimmer, wo etwa 6—8 Personen auf die Audienz harrten, noch einmal in voller Erregung zuschrie, das sei eine Frechheit von ihm, die er sich nicht bieten lasse (nämlich dass er sich dem Bischof nicht beuge), da sagte Ude, er lasse sich eine solche Beleidigung vor fremden Personen nicht gefallen. Da wurde der Fürstbischof auf einmal ruhig, führte Ude in ein Nebenzimmer und ersuchte ihn nun mit vernünftigen Worten, seine „Uebertreibungen und Dummheiten" bleiben zu lassen. Ude hörte alles schweigend an, verneigte sich und verliess das Zimmer.

Er gab seine sachliche Stellungnahme später dem Fürstbischof schriftlich bekannt. Man hat es im Seckauer Ordinariat nicht der Mühe wert gefunden, ihm auf die wiederholten Anfragen auch nur einen einzigen konkreten Fall anzuführen, auf Grund diesen er so schwer gemassregelt wurde. Er wurde mit allgemeinen Pauschalverdächtigungen verurteilt.

Ende Januar nun hat der Fürstbischof unter Androhung von Strafen auch den Studenten der Theologie verboten, Udes Vorlesungen an der Universität zu besuchen.

Es liegt Ude, dem überzeugten katholischen Priester, völlig fern, von der Lehre der katholischen Kirche irgendwie abzuweichen. (Er sieht keinen Grund, die katholische Kirche zu verlassen, selbst dann nicht, wenn man ihn ungerecht behandelt.)

Als Professor für Ethik, aber auch schon als einfacher Staatsbürger, fühlt er sich im Gewissen verpflichtet, am Volkswohl nach Massgabe seiner Erkenntnis und seiner Mittel mitzuarbeiten und daher die verschiedenen sozialen Schäden ursächlich, nicht bloss symptomatisch zu bekämpfen.

So hat er im Verlauf der letzten fünfundzwanzig Jahre in immer steigendem Masse in Wort und Schrift den Alkoholismus, den Nikotinismus, die staatliche Reglementierung der Prostitution und die Unsittlichkeit überhaupt, den Kapitalismus, das Duell, den Militarismus, den Krieg, die Banknoteninflation, den politischen Katholizismus („ein Missbrauch der Religion zu politischen Zwecken") die Vivisektion usw. rückhaltlos und scharf bekämpft. Durch diesen Kampf gegen die inneren Feinde des Volkes, den er im Namen des Christentums zu führen als seine Pflicht erachtet, ferner durch sein Auftreten gegen jedwede Korruption und Ungerechtigkeit, durch das Bekenntnis zur Kriegsdienstverweigerung und durch die Ablehnung der Wehr-

pflicht, sowie durch seine Bemühung für eine einfache, vernünftige, vegetarische Lebensweise, wie auch ganz besonders durch die laute Forderung nach religiöser Aufrichtigkeit bei Toleranz gegenüber der ehrlichen Ueberzeugung Andersdenkender, ist er ganz logisch mit verschiedenen Behörden und politischen Parteien und verantwortlichen Männern in Staat und Kirche in Konflikt gekommen. Namentlich ist er schon im Jänner 1927 bei Anlass der österreichischen Parlamentswahlen mit der christlichsozialen Partei und insbesondere mit Seipel und mit dem Klerus von Oesterreich, insoweit er den „politischen Katholizismus" fördert, in schweren Konflikt geraten. Er hatte schon damals ein Redeverbot bekommen.

Nur auf dem moralisch verkommenen, politisch vielfach korrupten Hintergrund wird seine schwere Massregelung ohne weiteres verständlich und begreiflich. Seine Rede über die „unwürdige Kommunion" bot seinem Bischof nur den willkommenen nächsten Anlass zum Vorgehen gegen ihn.

Möge das gebotene Schweigen eine noch mächtigere Wirkung hervorrufen als jene von wahrhaftigem Empfinden und edlem Wollen durchglühten Worte, die Ude oft in pazifistischen und anderen Tagungen und Versammlungen gesprochen hat! Premysl Pitter.

Rundschau

Monatsschau.

1. Religion und Politik.

Im Vordergrund der Aufmerksamkeit der Welt stehen mit Recht die Vorgänge in Russland. Eine Welle erdbebenartiger Erschütterung geht davon aus über die ganze Erde hin. Vor allem ist es die russische Christenverfolgung (wir wollen die Sache so nennen, obschon die Juden mit betroffen sind), welche die Gemüter bewegt. Sie ist sogar im englischen Parlament zur Sprache gekommen. Es will mir vorkommen, als ob die Flut der Proteste eher etwas zurückgehe. Gedanken, wie die in dem Aufsatz „Russland" im letzten Hefte ausgesprochenen, scheinen doch viele zu bewegen. Das wäre auch in der Tat das Beste, wenn das, was in Russland geschieht, von uns als Gericht über uns selbst empfunden würde und uns zur Einkehr und Umkehr diente. Denn die Gottlosigkeit ist bei uns ganz sicher nicht geringer als in Russland, und der wirkliche Christus hat hier nicht weniger als dort nicht, „wo er sein Haupt hinlege".

Es hat sich natürlich auch eine Diskussion darüber erhoben, wie weit die russische Religionsverfolgung Tatsache sei, ja sogar darüber, ob sie es wirklich sei. Ueber das Zweite kann aber wohl im Ernste kein Zweifel walten. Die Erklärung des Erzbischofs Sergius, welche die Verfolgung zu leugnen scheint, trägt doch die Zeichen eines erzwungenen Fabrikates zu deutlich an sich. Die Methoden geistiger Erpressung sind ja in Russland durch lange Jahrhunderte zu einem solchen Raffinement ausgebildet und die Fähigkeit, offenen Widerstand zu leisten, gerade in den Kreisen der Hochgestellten so geschwächt worden, dass man sich über nichts mehr wundern darf. Dagegen wird man sich Zweierlei sagen müssen: Einmal, dass die in Betracht kommenden Zustände wohl über das Gebiet des unermesslichen Reiches hin sehr wechseln, je nach der Gesinnung der obersten Beamten und andern Umständen, sodann, dass gewiss in vielen Fällen schwer auseinanderzuhalten sein wird, was religiöse und was politische Verfolgung ist. Denn nichts ist natürlicher, als dass die Opposition gegen das Verhalten der Bolschewiki in religiösen Dingen von selbst zur Opposition

gegen ihre ganze Politik wird. Man tut aus diesem Grunde wohl gut, den jetzigen russischen Religionskampf nicht sowohl unter dem unsichern Gesichtspunkte zu betrachten, ob diese oder jene uns zukommenden Berichte wahr oder falsch seien, sondern unter dem über allem Zweifel stehenden, dass der Bolschewismus grundsätzlich und von Herzen alles hasst, was „Religion" oder „Christentum" heisst, und dass sein ganzes System von diesem Hass durchtränkt ist. Man bedenke bloss die eine Tatsache, dass die ganze Schule grundsätzlich auf die Erziehung zum Atheismus eingestellt ist.

Auf alle Fälle sind diese Entwicklungen ein Anfang grosser Dinge, schwerer und guter. „Wer das liest [sagen wir: sieht!], der merke auf" (Matth. 24, 15). Wenn die neuesten Berichte zuverlässig sind, so wäre bereits ein Rückschlag sowohl auf die Religionsverfolgung als auf die Zwangskollektivierung erfolgt. Aber man darf sich durch solche Schwankungen eines grossen Kampfes nicht beirren lassen.

Und nun kommt Gandhis Zug zur Küste, womit der Endkampf um Indiens Freiheit eröffnet wird. Hier ist doch noch Dramatik, ja beinahe Romantik, Geschichte in grossem Stil. Auch hier entfaltet sich grosse Zukunft. Man schwebt in quälender Unsicherheit darüber, was wohl im Stillen geschieht, ob man in England wirklich den ganzen Ernst der Lage erkennt, ob die Arbeiterregierung gerade der Aufgabe gewachsen ist, zu deren Lösung die Vorsehung sie in erster Linie berufen zu haben scheint. Unendlich wichtig ist auf alle Fälle, dass Gandhi der Geister, die er gerufen, Herr bleibt. Dazu, meine ich, könnten viele mithelfen, auch wir.

In diesen beiden grossen Erscheinungen treten Religion und Politik verbunden auf: das eine Mal negativ, so, dass die Politik, um sich selbst zu erhalten, die Religion bekämpft, das andere Mal positiv, so, dass die Politik die Religion benützt, um sich durchzusetzen. Dass das Negative in einem „christlichen", das Positive in einem „heidnischen" Land geschieht, ist wohl Anlass zum Nachdenken, wobei freilich nicht vergessen werden darf, dass Gandhi, ursprünglich auf dem Weg über Tolstoi, von einem starken Strahl aus dem Licht der Bergpredigt berührt ist.

2. Die Abrüstung.

Neben den Vorgängen in Russland und Indien tritt die Abrüstungskonferenz in London wieder stärker hervor, und zwar, wie es scheint, vor allem darum, weil sie am Scheitern ist. Das wäre besonders für die Arbeiter-Regierung, aber auch für Hoover, also doch sicher für die Kräfte des Guten, ein schwerer Schlag. Auch hier sind religiöse Momente im Spiele: Macdonald und Hoover handeln sicher aus dem Glauben, und glaubende Menschen in aller Welt tragen diese Sache auf dem Herzen. Diesem Glauben steht wohl vor allem jener andere gegenüber, den das faschistische Italien vertritt, und der trotz gelegentlichen religionsfreundlichen Aussprüchen Mussolinis im Stil Wilhelms des Zweiten und dem Techtelmechtel mit der römischen Kirche doch mit der römischen Wölfin und mit dem Jupiter Kapitolinus (alles en miniature) mehr zu tun hat, als mit Christus und dem Kreuz. Offenbar spielt Italien mit einer gewissen altererbten Meisterschaft die Rolle des Satans, des Verhinderers und Zerstörers. Frankreich aber fehlt es an jenem Glauben, der einer solchen Macht gewachsen wäre. Der geht über Tardieus, aber auch über Briands Fähigkeit hinaus. Es will Sicherheit, Sicherheit schon vor der Abrüstung, genau wie alle Andern übrigens, Hoover und besonders Macdonald im angedeuteten Sinne ausgenommen. Ein Sicherheitspakt der grossen Seemächte, wie Briand ihn vorschlägt, nun, das wäre übrigens etwas nicht von vornherein als falsch Abzuweisendes, und die Angelsachsen haben doch wohl oft zu wenig Gefühl dafür, wo Andere der Schuh drückt und was sie selbst der Welt schuldig sind.

Auch an der Konferenz für den Zollfrieden, die, grundsätzlich genommen, nicht weniger wichtig ist als die für die Flottenabrüstung (denn die Frage der Zölle ist mit der von Krieg und Frieden eng verbunden), scheint es nicht vorwärts zu gehen. Hier spielt, wie es scheint, die Schweiz durch ihren, natürlich von der bekannten Stelle her inspirierten Vertreter die traurige Rolle, an die wir gewöhnt sind, natürlich immer mit viel Pigmäen-Suffisance. Interessant ist der Gegensatz zwischen den Industrieländern des Westens und den Agrarländern des Ostens, der in den Verhandlungen hervortrat. Sollte aus diesem Gegensatz nicht eine Ergänzung in grossem Stil werden?

Und ebenfalls ebenbürtig an Wichtigkeit schliesst sich die Konferenz an, welche die Anpassung des Kellogg-Paktes an den Völkerbundspakt zum Zwecke hat. Hier gelangen wir nun, auf dem Papier wenigstens, hart bis an die Aechtung und das Verbot des Krieges in jeder Form (auch der der sog. Verteidigung) heran. Freilich, bis daraus greifbare Tatsachen, Einrichtungen, Gesetze und siegreiche Gefühle werden, ist noch einiges nötig.

Immerhin dürfen und müssen wir uns doch sagen, dass alle diese Konferenzen, all diese Bestrebungen als Zeichen einer neuen Lage und eines gewaltigen Umschwungs nicht zu unterschätzen sind. Und auch wenn bei den meisten direkt nicht allzuviel herauskommt, so ist diese Arbeit doch nicht vergeblich und zu pessimistischen Alarmrufen kein Anlass. Nur einlullen darf man sich dadurch nicht lassen. Das Erwachen der Völker, der Umschwung des Geistes bleibt die Voraussetzung alles endgültigen Vorwärtskommens.

Einige andere Zeichen, dass es doch auch da und dort auf der Linie des Guten vorwärts geht, seien aus dem Berichtsmonat gemeldet. England kündigt endgültig die Räumung seiner befestigten Flottenstation Wai-Hei-Wai an der nordchinesischen Küste an — ein Stück Rückzug von der Kolonialpolitik. Versäumen wir auch nicht zu berichten, dass es das Militärbudget wenigstens um 100 Millionen Franken verkleinert und vom Flottenprogramm vier Kreuzer streicht. Um aber bei der „Kolonialpolitik" zu bleiben, so sei erwähnt, dass die holländische sozialdemokratische Partei ein ausgezeichnetes Programm für die Befreiung Indonesiens, des riesigen holländischen Kolonialbesitzes, ausgearbeitet hat, ein Programm, wie man es radikaler und hochherziger nicht wünschen kann. Leider hat es in der holländischen Kammer ausser denen der Sozialdemokraten nicht eine Stimme gewonnen. Umsonst ist so etwas aber auch nicht! — Auf dem Balkan sei — ob wohl infolge der neuen englischen Politik? — ein besseres Verhältnis besonders zwischen Serbien und Bulgarien eingetreten. Man redet von einer „Zusammenarbeit aller Balkanvölker". Diese soll an jährlichen Versammlungen zum Ausdruck kommen. Dazu soll ein Balkan-Institut gegründet werden. Möchte über dem allem Segen walten. — Weiter ist es doch wohl gut, dass der Young-Plan, verbunden mit dem deutsch-polnischen Liquidationsvertrag vom deutschen Reichstag angenommen worden ist. Ein Schritt auf dem Wege zum „neuen Europa", und zur endgiltigen Erledigung der finanziellen Reparationsfrage, die kommen wird. Den Rücktritt von Doktor Schacht darf man wohl auch in diesem Zusammenhang buchen. Auch solche Bäume wachsen also nicht in den Himmel. — Und endlich etwas Paradoxes! Schweden hat von seinem Budget 32,000 Kronen (eine schwedische Krone = 1 Fr. 40) für Zwecke der Friedensarbeit ausgesetzt, davon 15,000 für ein „Informationsbureau", das der aus der Armee ausgetretene, von der Frankfurter Konferenz gegen den Giftgaskrieg rühmlich bekannte Hauptmann Brunskog leitet. Das wäre der Weg!

3. Vom Militarismus.

Die Vergleichung zwischen Schweden und der Schweiz drängt sich auf, selbstverständlich nicht zu unserer Ehre. Hier steht die Zwanzig-Millionen-Forderung für militärische Flugzeuge im Vordergrund. Hauptmann Steck, der in Frankfurt die aktive Abwehr eines Giftgasangriffes, d. h. eine durch Flugzeuge, für aussichtslos erklärte, findet nun auf einmal, dass diese die Hauptsache sei. Einen „Steck-Kopf" scheint dieser Offizier nicht zu haben!

Bundesrat Motta hat sich neuerdings einer Propaganda für den Völkerbund unter den Lehrern gewidmet, die nebenbei auch eine für unsere „Armee" wird.[1]) Mit der Kindlichkeit des Gemüts, die man ja in diesen Dingen an ihm kennt, erklärt er, dass ihm ein Widerspruch zwischen dem Geist des Völkerbundes und unserer Armee für den „Notwehrkrieg" noch nie in den Sinn gekommen wäre. Dagegen hatte er doch nicht den Mut, sich für diese Armee auf den Londoner Pakt zu berufen.

Es ist in schweizerischen Völkerbundskreisen neuerdings der Satz üblich geworden, den ich dem Bericht über einen Vortrag entnehme: „Zwischen Völkerbund und Abrüstung besteht kein direkter Zusammnhang." Da möchte ich denn doch eine Frage stellen: Steht denn im Völkerbundspakt dieser Männer (und Frauen!) nicht auch der Satz: „Die Bundesmitglieder bekennen sich zu dem Grundsatz, dass die Aufrechterhaltung des Friedens, eine Herabsetzung der nationalen Rüstungen auf das Mindestmass verlangt, das mit der nationalen Sicherheit und mit der Durchführung der internationalen, durch ein gemeinschaftliches Vorgehen auferlegten Verpflichtungen vereinbar ist (Art. 8)." Oder haben sie eine besondere Ausgabe des Paktes für schweizerische Freunde des Völkerbundes und der Aufrüstung?

Die Angaben der Schrift von Lehmann-Russbüldt: „Die blutige Internationale der Rüstungsindustrie", durch Prof. Keller in Freiburg i. Br., den bekannten katholischen Moraltheologen und Vorkämpfer des Antimilitarismus zitiert, haben zu einer Anklage der Firmen Thyssen und Krupp auf Landesverrat geführt. Da wird man sich wohl hüten, die Wahrheit ans Licht zu lassen! Was für Mächte sich auf dieser Teufelswiese umtreiben, zeigt die Tatsache, dass Tibacu, der Chef der rumänischen Geheimpolizei, die militärischen Pläne seines Landes um sage 25,000 Mark an Sowietrussland verkauft habe.

In Frankreich hat Perrin-Odéon den Dienst verweigert.

Vom Fall Liechtenhan das nächste Mal. Zu seiner Beleuchtung hier nur noch die Notiz, dass Arthur Ponsonby, der Verfasser des Buches: „Now is the time" (Jetzt ist die Zeit) und Führer der grossen Bewegung für Dienstverweigerung (Ponsonby-Aktion!) auf Neujahr für seine Dienste die Pairswürde erhalten hat, also in den Adelsstand versetzt worden ist.

4. Sozialismus und Soziales.

Die Arbeitslosigkeit schwingt ihre Geissel über fünfzig und mehr Millionen Menschen. Sie ist in England besonders schlimm — eine schwere Belastung der Arbeiterregierung, die ihre wirksame Bekämpfung in Aussicht stellte. — Gross ist die Notlage der Landwirtschaft in Ostdeutschland, besonders in Ostpreussen — fast eine Katastrophe. Auch bei uns in der Schweiz gab es im Nationalrat eine grosse Diskussion über die Krisis der Landwirtschaft. Besonders ein ehrlicher, und dazu sachkundiger Mann kommt hier zu Wort: Doktor Gadient, der Verfasser des „Prättigau". Aber die Hilfe — wer kennt sie? — Eine schwere Krise hat auch

[1]) Ueber das offizielle Propagandawerk „Unsere Armee" bringt Rusch in den „Republikanischen Blättern" einen Artikel, der an Deutlichkeit nichts zu wünschen übrig lässt.

einen Teil der schweizerischen Textilindustrie ergriffen — Not für Viele. Desto glänzender sind die Einnahmen der Banken. Die Söhne Wilhelm Tells ein Volk von Hoteliers und Bankiers! — Wichtig ist die endgiltige und vorbehaltlose Genehmigung des Achtstunden-Abkommens der Washingtoner Konferenz. Da können und sollen nun Andere folgen.

Was Sozialismus und Arbeiterbewegung betrifft, so ist zu melden, dass die Lage des Ministeriums Macdonald sich in fast jeder Beziehung verschlechtert hat. (Neben der Arbeitslosigkeit die Kohlenfrage, der üble Stand der Abrüstungskonferenz, Russland, Indien.) — Die Kommunisten haben am 1. März wieder einmal in Weltrevolution gemacht, mit dem gewöhnlichen Erfolg. Im Basler Grossen Rat ist es wegen der bekannten kommunistischen Streiktaktik zu einer wüsten, blutigen Schlägerei zwischen Kommunisten und Sozialdemokraten gekommen. Das macht sich gut und wirbt für die „neue Welt" des Sozialismus!

Sehr aber tut das der Beschluss der schweizerischen sozialdemokratischen Partei, der dann von der Zweiten Internationale aufgenommen worden ist, den Völkerbund zu einer Aktion gegen die Hungersnot in China zu veranlassen. Wir haben es immer bedauert, wenn der organisierte Sozialismus nur für Klasseninteressen Sinn zu haben und „blosse" Menschheitsinteressen (die Armenierfrage und ähnliches) zu ignorieren schien. Desto freudiger begrüssen wir diesen Beschluss, nicht nur um der Chinesen, sondern auch um des Sozialismus willen. Ja, so wirbt man für ihn.

5. Schweizerisches.

Die Abstimmung über die Revision des Alkoholgesetzes ist am 6. April. Davon anderwärts. Es hat dem Schreibenden Mühe gekostet, dem Machwerk dieses Gesetzes zuzustimmen, das ein Kunstwerk des Kompromisses ist und die Altersversicherung mit dem Schnapstrinken verkoppelt, aber er hat sich überzeugen lassen, dass es doch richtiger sei, Ja zu sagen.

Das faschistische Spitzelwesen in der Schweiz hat neuerdings seine ganze Jämmerlichkeit gezeigt. Professor Salvemini darf nun zu einem Vortrag kommen. Die Tessiner haben noch „Rasse".

Ebenso beinahe die Waadtländer. Ihre Erklärung gegen das neue schweizerische Strafrecht hat etwas wie Charakter. Ich meinerseits werde nie für ein Gesetz stimmen, in das man ein Stück der Lex Häberlin aufgenommen hat. Jedes solche Gesetz wird dadurch eine Schande, auch wenn es besser wäre, als dieses zusammengeflickte neue eidgenössische Strafrecht zu sein scheint.

6. Kulturelles.

In Oesterreich ist der Fall Halsmann verhandelt worden. Ein Sohn wird, wie es scheint, ohne irgendwie genügenden Grund angeklagt, den Vater getötet zu haben, mit dem er doch im besten Verhältnis lebte, und wird zum zweitenmal verurteilt. Warum? Es scheint, weil er — ein Jude ist!

In Chicago herrschen Zustände, die man kaum verstehen kann. Verbrecherbanden, verbündet mit dem Bürgermeister und der Polizei, regieren die Stadt. Ein Konsortium von Privaten muss die Bezahlung der Beamten übernehmen. Weltstadt — Offenbarung Johannes 18.

In Südfrankreich gewaltige Ueberschwemmungen — Rache der durch Abholzung geschändeten Natur. Und die zwanzig an der Aufdeckung des Grabes vom Pharao Tutanchomen beteiligten Personen, die rasch nach einander rätselhaft gestorben sind? Ist das Tatsache? Und was soll man dazu sagen?

7. Religion.

In Basel haben die Genossen das dringende Bedürfnis gehabt, eine Dummheit zu machen. Denn eine solche war doch sicher der Versuch, an Stelle der beinahe völligen die völlige Trennung von Kirche und Staat durchzusetzen. Auch wenn man das, wie der Schreibende, für das grundsätzlich Richtige hält, so bestand dafür doch in diesem Augenblick keine Aktualität. Und die Begründung war dürftig und grob. Die eifrige Diskussion soll auf „grosser geistiger Höhe" gestanden haben. Wenn man das schon „Höhe" nennt! Allerlei Interessantes hat sie schon zutage gefördert. Ob die Kirche Ursache hat, darüber erbaut zu sein, mag man sich auch fragen. Aber noch weniger hat der Sozialismus Anlass dazu!

Der auf alle Fälle selbständig denkende Generalsuperintendent Dibelius hat unter dem Titel: „Friede auf Erden" ein Buch herausgegeben, das die Kirche und die Friedensfrage behandelt. Es soll davon gelegentlich in den „Neuen Wegen" geredet werden. Offenbar bezeichnet es einen erfreulichen Fortschritt. Gegen dieses Buch nun schreibt der bekannte ehemalige Pfarrer, nun seit langem nationalistisch-alldeutsche Redaktor Traub (dessen Doktorierung durch die theologische Fakultät von Zürich ich einst, vor dem Krieg, wenn auch schweren Herzens, zustimmte) in seinen „Eisernen Blättern" eine Reihe von Briefen, die jedenfalls zeigen, dass dieser Mann seit 1914 nichts gelernt hat. Diese Artikel werden nun offenbar massenhaft verbreitet, als das neueste Evangelium. Auch in der Schweiz natürlich! Ich habe sie auch von mehreren Seiten zugeschickt bekommen, gewiss von Leuten, die mir sagen wollten: „Da hast du's nun, gedruckt, also muss es wahr sein! Es kommt ja auch von jenseits des Rheins." Ludendorff, Hitler, Traub — das sind ja, neben Stalin, Mussolini und Maurras, grosse Helden so vieler Schweizer.

Dibelius oder Traub — Friede auf Erden oder Eiserne Blätter: was wird die Kirche wählen? Wird sie überhaupt wählen?

14. März. L. R.

Erklärung der religiös-sozialistischen Gruppen über die Religionsverfolgung in Russland. Als Vertreter des Religiösen Sozialismus, der sich der Aufgabe verpflichtet fühlt, die Verbindung der tiefsten Wahrheit des Sozialismus mit der Sache Christi zu suchen und zu verwirklichen, müssen wir uns durch die Entwicklung der russischen Lage aufs stärkste beunruhigt fühlen. Wir sind uns zwar bewusst, dass, wie alle Nachrichten aus Russland, so auch die, welche uns über die Verfolgung der Kirchen und der Religion von dort zufliessen, in Verdacht stehen, durch Parteileidenschaft entstellt, oder zum mindesten einseitig und bruchstückhaft zu sein. Auch müssen wir sorgfältig unterscheiden zwischen dem, was an diesen Vorgängen bloss politischer Kampf in religiöser Form ist und was tatsächlich Kampf gegen die Religion als solcher bedeutet. Aber wir zweifeln nicht daran, dass ein Kern von Wahrheit in den Berichten über jene Verfolgung liegt, und wir wissen vor allem, dass der Geist des Bolschewismus ein Geist des Hasses und der Verachtung gegen alles ist, was nach Religion und gar nach Christentum aussieht. Wir verurteilen in Schmerz und Trauer, wie den politisch-sozialen Terror des bolschewistischen Systems, so auch seine Gewalttätigkeit in geistigen und religiösen Dingen und schliessen uns damit dem Protest gegen seine Behandlung der Religion an. Aber wir sind doch vor allem voll Schmerz und Trauer darüber, dass es zu dieser Feindschaft zwischen einer grossen und wichtigen Richtung des Sozialismus und dem Namen, der uns das Höchste bedeutet, kommen musste. In dieser Entwicklung erblicken wir in erster Linie eine tragische Schuld des Christentums, das in Russland und bei uns gleichmässig versäumt hat, die soziale Wahrheit des Evangeliums richtig und genügend zu vertreten und die Sache Christi

mit der Sache des leidenden Volkes und aller kämpfenden Wahrheit und Gerechtigkeit aufs innigste zu verbinden. Viel zu sehr, viel zu lange und in viel zu abstossenden, ja schrecklichen Formen ist in Russland wie bei uns der Name Christus mit Bedrückung und Ausbeutung des Volkes, mit politischer und sozialer Reaktion, ja mit Despotismus selbst, mit schlimmster, oft ganz blutiger Verfolgung aller Wahrheit und Gerechtigkeit, auch aller wahren Religion, verbunden gewesen. Wir haben es allzu sehr unterlassen, auch dagegen zu protestieren, als dass wir uns wundern dürften, wenn nun die Auflehnung gegen jede Art von Unterdrückung und Ausbeutung sich mit dem Hass gegen den Namen Christus verbindet, der doch selbst den ewigen Protest gegen alle Knechtschaft und den ewigen Ruf zu aller Freiheit bedeuten sollte und in Wahrheit bedeutet.

Wir werden wohl auch zugeben müssen, dass bei allem Verkehrten, das sich im Einzelnen damit verbindet, und allem Falschen, ja Widersinnigen in den Methoden, in Russland doch versucht wird, was das Christentum mit seinen Methoden, aber mit noch grösserer Leidenschaft hätte unternehmen sollen: soziale Gerechtigkeit und Gemeinschaftlichkeit zu schaffen, das Volk der Unterdrückten und Verelendeten einem neuen Tage der Freiheit und Brüderlichkeit entgegenzuführen. Wir erkennen darum in den russischen Vorgängen und verwandten, wenn auch vorläufig noch weniger ausgereiften Entwicklungen bei uns und anderwärts ein gewaltiges Gericht über unser Christentum, das Christus so wenig verstanden und ihm so wenig Treue erwiesen hat, und eine gewaltige Mahnung, von falschen Wegen umzukehren und ein Neues zu pflügen. Wir glauben, dass es weniger unsere Aufgabe sei, uns über die russische Gottlosigkeit zu entrüsten, als unseren eigenen Abfall von Christus einzusehen. Statt gegen die Verfolgung des Christentums in Russland laut zu protestieren, sollten wir uns fragen, aus welchen Wurzeln dieser Hass gegen das Christentum erwachsen sei. Wir meinen, dass wir zuerst lernen sollten, ein deutlicheres Wort des Protestes gegen die unser eigenes Leben beherrschende Gottlosigkeit zu finden, bevor wir uns gegen die russische wenden, die sicher nicht grösser ist als die unsrige. Das scheint uns der Sinn der russischen Vorgänge zu sein.

Es wäre aber auch eine verhängnisvolle Wendung, wenn der religiöse Protest für rein politische Zwecke missbraucht würde. Wir möchten ganz besonders davor warnen, dass nicht die christlichen Kreise durch ihren Feldzug der Worte gegen Russland gar noch einen Feldzug der Waffen unterstützen, den andere Kreise planen. Nicht das Schwert, sondern nur das recht verstandene Kreuz ist dem russischen Problem und der ganzen heutigen Lage gewachsen. Dieses Kreuz sagt denjenigen russischen Christen, die wirklich um Christi willen, nicht bloss um rein politischer Ueberzeugungen willen leiden, dass die Sache Christi im Zeichen des Kreuzes immer am besten gediehen ist und dass es eine Auferstehung der Wahrheit gibt.

Wenn wir also auch des Glaubens sind, dass diese russischen Vorgänge vor allem gerade für das Christentum eine Mahnung zu Busse und Umkehr seien, so verkennen wir doch nicht, dass sie dies auch für den Sozialismus bedeuten. Der Bolschewismus zeigt mit seinem Gewaltglauben und andern Formen einer nicht mehr bloss formellen und scheinbaren, sondern wirklichen und tatsächlichen Gottlosigkeit, wohin ein Sozialismus, der die heiligen und ewigen Grundordnungen alles Lebens verlässt, mit Notwendigkeit führen muss. Die Vergötzung der Wissenschaft, die Verkennung des ewigen Rechtes der Individualität (die ja der Sozialismus nicht ertöten, sondern befreien soll), die Rationalisierung und Mechanisierung des Lebens, der Utilitarismus der Moral, kurz, die ganze Verflachung, Verrohung und Versumpfung der Lebensauffassung, die im Bolschewismus sich mit hohen Idealen seltsam verbindet, ist kein Fundament, auf dem der Bau eines wirklichen und echten Sozialismus errichtet werden könnte. Der Sozialismus

bedarf für Kampf und Arbeit einer letzten geistigen Wahrheit, durch die er selbst immer wieder gereinigt, gestärkt und neu belebt wird. Wenn das nicht der Fall ist, gerät er unter die Herrschaft dämonischer Mächte, die ihn selbst zerstören. Darum glauben wir, dass die russischen Entwicklungen auch den Sozialismus zu einer Besinnung auf sich selbst zu einer neuen Prüfung seiner Grundlagen, zu einer Umkehr von falschen Wegen und zu einem neuen Eifer in der Verwirklichung der sozialistischen Ideale auffordern. Die Katastrophe des Bolschewismus darf nicht die des Sozialismus werden.

Die Flammenschrift der russischen Ereignisse beleuchtet nach unserer Meinung die tragische Kluft, die sich inmitten der sogenannten christlichen Welt aufgetan hat und in die sie zu versinken droht: die Kluft zwischen dem, was der Sozialismus will und dem, was Christus bedeutet. Sie mahnt uns mit erschütterndem Ernst an die grosse, die entscheidende Aufgabe dieser Tage, die eine furchtbare Not, aber auch eine herrliche Verheissung ist: dass diese Kluft geschlossen werde. Sie wird nur geschlossen durch ein Erwachen und Grosswerden der ganzen Wahrheit Christi unter uns, durch eine neue Erfassung des Glaubens an das verheissene und geforderte Reich Gottes für die Erde, durch eine neue Nachfolge Christi, durch ein neues Verständnis für das Kreuz auf Golgotha, eine neue Zuversicht zu der ganzen Auferstehung der Welt, die der recht verstandene Christus bedeutet.

Der Präsident: L. Ragaz, Zürich.
Die Sekretärin: Hélène Monastier, Lausanne.
Die Mitglieder des Ausschusses:
William Banning, Holland; Otto Bauer, Oesterreich; Erwin Eckert, Deutschland; Camille Fabry, Belgien. Fred Hughes, England; Paul Passy, Frankreich.

Zur Alkoholvorlage. Die Gegner des neuen Alkoholartikels, der am 6. April zur Abstimmung gelangt, sind zahlreicher, als man annehmen möchte. Da sind einmal alle diejenigen, die regelmässig Trinksprit zu Konsumzwecken kaufen, und denen das Getränk durch die neue Ordnung verteuert werden wird; sie werden Nein stimmen und keine Filme und schönen Reden werden sie davon abhalten können; der Schnaps ist stärker. — In zweiter Linie sind die Gegner der Sozialversicherung gegen die Vorlage; sie sind die Feinde des arbeitenden Volks, denn sie wollen, dass es Schnaps trinke und nicht für die alten Tage vorsorge; sie sind die Feinde der Sozialreform, die das Volk vor dem Unglück der „Rentnergesinnung" bewahren wollen. — Schliesslich aber hat die Vorlage auch Gegner in sehr fortschrittlich gesinnten Kreisen: bei den Abstinenten. Ihre Einwände sind in der Hauptsache die folgenden: 1. Wichtige Forderungen der Sozialhygiene sind in der Vorlage nicht berücksichtigt worden. 2. Die Sozialversicherung ist mit dem Schnapsartikel verkoppelt. 3. Die Bestrebungen, den schweizerischen Obstbau auf Tafelobstproduktion umzustellen, werden durch die Schnapspreisgarantie hintangehalten statt gefördert. — Zu diesen Einwänden ist zu sagen:

1. Der Alkoholismus kann auf verschiedene Wege bekämpft werden. Einmal durch die Erziehung des Volks zur Enthaltsamkeit; auf diesem Gebiet sind schon namhafte Erfolge erzielt worden. Unter der Jugend und auch unter der Arbeiterschaft spielt der Alkohol doch nicht mehr die Rolle, wie das früher der Fall war. Die alkoholfreien Volkshäuser und Restaurants sind ein beredtes Zeugnis dafür. — Dann kann der Alkoholismus durch die teilweisen Alkoholverbote bekämpft werden. Die Abstimmung über das Gemeindebestimmungsrecht hat uns gezeigt, dass wir hoffen können, auch auf diesem Wege vorwärts zu kommen. Vorläufig müssen wir uns zwar nur mit lokalen Massnahmen, wie Morgenschnapsverboten, begnügen. — Dann

bleibt noch der Weg der Besteuerung. Die Besteuerung des Schnapskonsums aber ist heute in der Schweiz unmöglich, weil das Gesetz von 1887 sich nicht auf den Obstbranntwein erstreckt, der seit der Jahrhundertwende in immer grösseren Mengen produziert wird entsprechend der Ausdehnung des schweizerischen Obstbaus. Es bedarf darum der Verfassungsrevision in dem Sinne, dass auch der Obstschnaps unter das Bundesmonopol fällt. Durch den vorliegenden neuen Alkoholartikel wird aller Schnaps, der in den Handel kommt, besteuert werden können; der Obstbranntwein muss dem Bund verkauft werden, soweit er nicht im Betrieb des Erzeugers verwendet wird, und der Schnaps aus Spezialitäten (z. B. der Kirsch) darf nur nach Entrichtung einer Steuer in den Handel gebracht werden. Der neue Artikel wird den Bund in die Lage versetzen, den Schnapspreis zu erhöhen, was eine Verminderung des Konsums zur Folge haben wird. — Die Abstinenten bedauern vor allem, dass die Hausbrennerei weiter bestehen soll, und mit Recht. Doch will man damit der Vorlage zur Annahme verhelfen. Die Vorlage ist ein Kompromiss: sie wird wohl den Schnapskonsum im allgemeinen herabsetzen können, nicht aber bei den selbstproduzierenden Bauern.

2. Es widerstrebt gewissen Leuten, dass die Altersversicherung umso leistungsfähiger sein soll, je mehr Schnaps das Volk trinkt, wie sie sich ausdrücken. Dies Argument scheint auf den ersten Blick wirklich bestechend, doch ist es nicht haltbar. Auf Grund statistischer Erhebungen des Auslands hat man berechnet, dass bei steigendem Schnapspreis und bei sinkendem Schnapskonsum die Einnahmen der Alkoholverwaltung bis zu einem bestimmten Optimum steigen werden. Das Verhältnis ist das folgende:

Trinkspritpreis pro q (heute 230 Fr.)	Verkauf der Alkoholverwaltung, q Trinksprit	Reineinnahmen der Alkoholverwaltung
Fr. 400.—	80,000	23,1 Millionen Fr.
Fr. 600.—	70,000	34,9 Millionen Fr.
Fr. 800.—	56,000	39,3 Millionen Fr.
Fr. 1000.—	40,000	35,8 Millionen Fr.

Das Optimum in bezug auf die Erträgnisse für die Sozialversicherung liegt also bei einem Trinkspritpreis zwischen 800 und 1000 Fr. Man kann also mit Recht sagen: je weniger Schnaps das Schweizervolk trinkt, um so leistungsfähiger die Sozialversicherung. — Die Verfassungsrevision legt noch keinen Schnapspreis fest. Die Abstinenten müssen also helfen, den Verfassungsartikel durchzubringen und nachher bei der Ausarbeitung des Ausführungsgesetzes ihren Einfluss geltend zu machen suchen.

3. Die Abstinenten fürchten für die Umstellung des schweizerischen Obstbaus auf die Tafelobstproduktion. Der Bundesrat garantiert den Bauern für den Fall der Annahme des Verfassungsartikels einen Schnapspreis, der einem Mostobstpreis von Fr. 5.— pro q (1923 3.—) gleichkommt. Darum, sagen die Abstinenten, werden die Bauern weiterhin den Mostobstbau betreiben, der durch die Schnapspreisgarantie rentabel gestaltet wird. Darauf ist zu erwidern, dass diese Abstinenten doch den Einfluss der Bestrebungen der landwirtschaftlichen Schulen und Versuchsanstalten unterschätzen. Man arbeitet doch heute schon im ganzen Land an der Umstellung auf die Tafelobstproduktion und die Produktion hochwertiger Mostobstsorten für die Süssmostfabrikation; und wenn der Bund in Zukunft noch in vermehrtem Mass diese Umstellung unterstützen wird, wenn er den Absatz des Tafelobstes durch Frachtermässigung und Subventionen an die Errichtung von Lagerhäusern fördern wird, so werden wir sicher einen Umschwung im schweizerischen Obstbau erleben. Aber selbst wenn der Erfolg dieser Bestrebungen wirklich fraglich wäre, so sollte sich dennoch kein Abstinent

dagegen wehren, dass die Förderung des Tafelobstbaues als Grundsatz in unsere Verfassung hineinkomme.

Die Alkoholvorlage ist ein Kompromiss, bei dessen Abschluss das Aufdentischklopfen die einzige Waffe gewesen ist. Die Bauern haben am stärksten geklopft. Und zweifellos ist es ein schlimmes Zeichen für den geistigen Gehalt unserer Demokratie, dass sie in so wichtigen Fragen nur einen Kompromiss zu finden imstande ist; dass sie die Stimme ganzer Bevölkerungskreise kaufen muss, wie das durch die vor einigen Tagen erfolgte feierliche Schnapspreisgarantie durch den Bundesrat erfolgt ist. — Dennoch dürfen wir der Vorlage unsere Stimmen nicht versagen, denn nochmalige Verwerfung bedeutet: Verschleppung der Sozialversicherung auf unabsehbare Zeit und Fortdauern der Anarchie im Alkoholwesen der Schweiz. Nur in dem Mass als der alkoholgegnerische Gedanke ins Volk eindringen wird, werden auch die staatlichen Massnahmen gegen den Alkohol umfassender und entscheidender sich gestalten können. Franz Schmidt.

Für China. Die Bewegung für die China zu leistende Hilfe nimmt beständig zu. So erlässt z. B. der jetzige Leiter der Basler Mission, Dr. W. Oehler, in den „Basler Nachrichten" (Nr. 66) einen Aufruf zu diesem Zwecke. Aber das ist nur eine Stimme unter vielen.

Allerdings hat sich auch eine starke Hemmung eingestellt. Was ich im letzten Heft der „Neuen Wege" (S. 89) in bezug auf die Haltung der Nankinger Regierung andeutete, ist inzwischen noch klarer hervorgetreten und auch in die Oeffentlichkeit gedrungen: diese Regierung wünscht aus Gründen des nationalen Prestige (dieser Götze Prestige! — da sind die Chinesen allzu gute Schüler des verachteten „Westens" geworden) nicht, dass der Völkerbund sich ihrer hungernden Landsleute annehme. Freilich wäre sie bereit, das Internationale Rote Kreuz als das geeignete Organ einer solchen Hilfe anzuerkennen. Aber nun ist dieses durch den bekannten Bericht seines amerikanischen Zweiges für eine solche Aufgabe schlecht empfohlen. Hoffen wir, dass der wachsende Druck des nun erwachten Weltgewissens trotz allem eine solche ganz grosse, umfassende und dauernde Aktion herbeiführe. Dass auf Anregung der Schweizerischen Sozialdemokratischen Partei die Zweite Internationale (der auch die englische Arbeiterpartei angehört) sich in dieser Sache an den Völkerbund gewendet hat, ist anderwärts in diesem Hefte erwähnt. Vielleicht dass damit die stärkste politische Instanz in Bewegung geraten ist.

In bezug auf die Sachlage in China selbst, besonders die Möglichkeit der Hilfeleistung, haben wir inzwischen das Zeugnis eines Mannes erhalten, der es wie Wenige verdient, in dieser Sache gehört zu werden. Doktor John Mott, der bekannte Missionspionier und früherer Generalsekretär der Internationalen Vereinigung christlicher Studenten, der sich in der letzten Zeit, mit wichtigen Aufgaben betraut, wieder lange in China aufgehalten hat, berichtet folgendes:

Die Hungersnot habe nach zuverlässigen Berichten bereits 12 Millionen Opfer gefordert. (!) Er missbilligt das Gutachten des amerikanischen Roten Kreuzes. Das National Christian Council (der nationale christliche Rat Chinas) habe ihm auf sein Befragen erklärt, für 12½ Millionen Franken bestehe eine unmittelbare Verwendungsmöglichkeit. Das Geld könne zuverlässig so gebraucht werden, dass ein wirklicher Segen daraus erwachse. Aber wohlverstanden: das wäre bloss die Summe, welche die christlichen Organisationen Chinas sofort und unmittelbar, dazu mit Sicherheit, für die Hilfe verwenden könnten. Die ganze Hungersnot wäre dadurch noch von ferne nicht bekämpft. Deren Aufhören in den am schwersten von ihr bedrängten Provinzen sei noch nicht abzusehen. Jene 12½ Millionen Franken würden nach der Aussage von John Mott die amerikanischen Kir-

chen aufbringen. Aber für die weitere Hilfe sei die Mitwirkung Europas von grösstem Werte. John Mott freue sich sehr, dass in der Schweiz und in Deutschland für China gesammelt werde. Die International Famine Relief Commission (das Internationale Hilfskomitee zur Bekämpfung der Hungersnot) sei durchaus zuverlässig. Ihm anvertraute Gelder würden sicherlich gut verwendet.

Soweit John Mott. Es steht also ganz fest:

1. dass die bisher aufgebrachten Gelder gut und sicher verwendet worden sind und weitere ebenso verwendet werden (auch die „Ostasien-Mission", der wir die uns zugeflossenen bisher übergeben, gehört zu jenem „Christian Council");
2. dass weiterhin noch grössere Hilfe auf lange Zeit nötig ist;
3. dass auch dafür sichere Wege vorhanden sind;
4. dass Europas Mitwirkung dringend erwünscht ist.

Inzwischen ist bei uns in der Schweiz die ohne viel Organisation zustandegekommene Hilfeleistung auf eine Weise weiter gegangen, die uns tief rührt. Es sind bei unserer Sammelstelle allein rund 23,800 Fr. zusammengekommen. Darunter sind auch viele Sammlungen, die von Pfarrern in ihren Kirchgemeinden veranstaltet wurden. Andere sind bei Anlass vor Vorträgen und so fort zustande gekommen. Die meisten Beiträge stammen von Einzelnen, denen Herz und Gewissen keine Ruhe liessen. Nicht selten haben solche, die selbst wenig besitzen, weit über ihre Mittel hinaus gegeben. Freilich ist heute in der Schweiz so viel Geld vorhanden und wird für weiss nicht was für Dinge verwendet, da könnten noch ganz andere Summen für verhungernde Millionen zusammen kommen.

Es ist uns leider schon lange nicht mehr möglich, jede einzelne Gabe zu verdanken oder auch nur eine Liste davon in den „Neuen Wegen" oder anderswo zu veröffentlichen. Wir sprechen darum an dieser Stelle allen Helfern den wärmsten Dank aus. Möge die Gabe auch ihnen selbst gesegnet sein.

Zürich, 15. März 1930.

L. Ragaz.

Wir teilen noch mit, dass in der allernächsten Zeit bei uns eine die Lage mit Autorität darstellende Flugschrift aus der Feder von Prof. Dr. Johannes Witte, dem Leiter der Ostasienmission, erscheinen und gratis jedem, der sie wünscht, zugestellt werden wird.

Personalia. I. Am 9. April wird unser Freund Pfarrer Ernst Etter in Rorschach seinen 60. Geburtstag feiern. Wir dürfen, da die Zahl derer, die in diesen Jahren über die Schwelle des Jubiläumsalters treten, gross ist und wir nicht jeden, der es verdiente, in den „Neuen Wegen" erwähnen können, aber auch, weil es Pfarrer Etters Sinn widerspräche, wenn wir ihn allzusehr zum Gegenstand von Huldigungen machen wollten, nicht mehr tun, als diesem tapfern, realistischen und doch im Glauben das „Unmögliche" erfassenden Arbeiter und Kämpfer, der uns und unserer Sache durch gute und böse Zeiten — namentlich aber durch böse, was gewiss selten ist! — Treue und Nachsicht gewahrt und Förderung aller Art geleistet hat, in Dankbarkeit und mit warmen Segenswünschen die Hand zu drücken. Das aber müssen wir tun, im Namen Vieler. Möge sein arbeitsreiches Leben statt, wie das Vieler, im Aelterwerden zu verwelken, nur immer mehr aufblühen und zugleich Früchte tragen; möge es, nach all diesen schweren Jahren, viele Erfüllung des Glaubens und Hoffens schauen dürfen!

Eduard Bernstein hat kürzlich seinen 80. Geburtstag gefeiert. Der „Revisionist", der aber, wenn es ernst galt, wie während des Krieges, seinen Mann ganz anders stellte als die „radikalen" Maulhelden

und zeigte, dass Gesinnungen wichtiger sind als Theorien. Ein Sozialist, aus der Zeit, wo noch nicht so viele Streber und Demagogen obenauf waren.

Am 7. März ist Präsident Masaryk achtzigjährig geworden. Wir haben bei Anlass seines 75. Geburtstages uns über ihn geäussert. Dieser Philosoph, Sozialist und Pazifist auf dem Präsidentenstuhl, der einmal das Wort gesagt hat, der Sinn der jetzigen Epoche sei der Entscheidungskampf zwischen Christus und Cäsar, ist — leider — eine einzigartige Erscheinung und war ein Segen für die Welt.

II. In diesem Herbste starb in Lettland, noch nicht fünfzig Jahre alt, Paula Abel, eine Frau von ausserordentlicher sittlicher und geistiger Veranlagung. Ihr Leben war der Sache des Friedens und der Versöhnung geweiht; sie war Pazifistin aus innerster Notwendigkeit des Herzens. Aehnlich wie Mathilde Wrede in Finnland, suchte sie die Stätten des dunkelsten Elends, die Gefängnisse, auf, um Licht und Liebe zu spenden. Es war kein leichtes Beginnen. Hatte sie doch bei diesem Eintritt in die Unterwelt das dreifache Misstrauen der Behörden, der amtlich bestellten geistlichen Fürsorger und der Sträflinge selbst zu überwinden! Ihrem leidenschaftlichen und beharrlichen Werben gelang es, die Widerstände zu besiegen. Unvergesslich bleibt mir der schlichte Bericht, in welchem sie mir bei einem abendlichen Rundgang durch Mitau-Jalgawa (unweit von Riga) ihre Erfahrungen mitteilte: die inneren und äusseren Schwierigkeiten, mit denen sie zu kämpfen hatte, bis sie an der Grösse der Aufgabe ihre Kräfte wundersam wachsen fühlte und der Kontakt zwischen ihr und den Gefangenen geschlossen war. Und nun taten sich ihr menschliche Tiefen auf, in die kein wissenschaftlich geschulter Psychologe, sondern nur der liebende und helfende Mensch hineinzuschauen vermag. Paula Abel, die ich an der Wiener Universität wiederholt meine Hörerin nennen durfte (sie hat mir auch bei meinen Vorträgen in Lettland sehr wichtige Dienste geleistet) war eine wesentlich gerichtete Frau, der es ganz und gar auf das Eine, das nottut, ankam. Strenge, kompromisslose Wahrhaftigkeit, restlose Aufrichtigkeit, Milde der Gesinnung und Schärfe des Urteils zugleich, wohltätige Freiheit des Geistes und Gemütes, das waren ihre hervorleuchtendsten Eigenschaften. Mit ihrem Manne, einem hochbegabten lettischen Maler, war sie in glücklicher Ehe verbunden. Ihr edles Liebeswerk übte sie im Stillen. Es war ihr selbstverständlich, eine ebenso kraftvolle wie anspruchslose Güte zu entfalten. Keine Legende umrankte das Bild der Lebenden. Erst ihr Tod, erst die allgemeine Trauer, die er auslöste, zeigte, wie tief sie im Erdreich der Menschheit verwurzelt war. Oskar Ewald.

Von einer Grippe plötzlich hingerafft, im Fieber sich aus dem Fenster stürzend, ist Paul Levi gestorben, eine führende Gestalt des Nachkriegssozialismus, zuerst Kommunist, dann ein glänzender Sprecher der Linksopposition der Sozialdemokratie, hochgescheit, ob allzugescheit? — Ebenfalls ein Jude, aber wieder von welch anderer Art war Rudolf Maria Holzapfel, der Verfasser des „Panideal“ und „Welterlebnis“, von seiner Gemeinde zum Religionsstifter erhoben („Hier ist mehr als Christus!“ schrieb mir einmal einer ihrer Sprecher), aber auch nach Abzug aller kultischen Verkleidung ohne Zweifel ein geistig bedeutender Mensch. — Heinrich Kanner, der plötzlich von uns gegangen ist, gehört zu jener edlen Schar von Kämpfern für alle menschliche Wahrheit und Freiheit, die sich einst auf dem Boden Wiens zusammenfanden. Er hat mitten in allem Zusammenbruch, den ja Männer wie er verhindert hätten, wenn sie gehört worden wären, die Fahne der Wahrheit nicht verlassen. Sein besonderes Gebiet wurde die Kriegsschuldfrage. Hier hat er, zuletzt in der von ihm redigierten Zeitschrift „Der Krieg“, mit höchster Tapferkeit und einer Sachkenntnis fast ohne gleichen gegen alle Verdunkelungen der Wahr-

heit gedient. Seinen Schriften über die Schuldfrage kommen an Gediegenheit und Verlässlichkeit wenige gleich.

Der unerwartete Tod Richard Wilhelms hat viele bewegt. Als Schwiegersohn Blumhardts hat er auf dem Felde der Mission in China aus dem Geiste Blumhardts heraus eine Arbeit getan, die den Stempel des Ausserordentlichen trug. Er, der Christ, hat uns Uebersetzungen der chinesischen Klassiker gegeben, die geradezu für Chinas alte Religion und Weisweit werben. Sein Buch „Die Seele Chinas" dient dem gleichen Zwecke. Er wird als einer der berufensten Brückenbauer zwischen der Welt des Ostens und der des Westens im Gedächtnis vieler bleiben.

Silvio Gsell ist der Vater der Freiland-Freigeld-Lehre. Was man über diese letzlich denken möge, so wird man auf alle Fälle dem Lebenswerk dieses Mannes die Originalität der Leistung und die Kraft einer wertvollen Anregung des sozialen Denkens nicht absprechen können.

Diesen berühmten darf ich wohl, vom Privileg des Redaktors Gebrauch machend, drei der Allgemeinheit nicht bekannte Männer hinzufügen, die mir aber persönlich etwas gewesen sind: Wilhelm Denz, zuerst Pfarrer in Tamins, meinem Heimatdorf, dann in Binningen bei Basel, der Lehrer meiner Kindheit, stets mein nachsichtiger, verstehender, väterlicher Freund, ein Herz voll weltlicher Fröhlichkeit, verbunden mit inniger Frömmigkeit, voll Milde und Freiheit im Glauben, und Friedrich Gremminger, der Sohn meines einstigen Churer Kollegen, Sekretär der Evangelischen Gesellschaft des Kantons Zürich und Herausgeber ihres Monatsblattes, ebenfalls ein Mann, der pietistische Herzensfrömmigkeit mit Freiheit und Weite der Gesinnung verband, also wie Pfarrer Denz einem nun aussterbenden Geschlecht angehörte — er verhältnismässig jung, jener in hohen Jahren von uns gegangen. Ihr Andenken sei gesegnet. — Pfarrer Walter Rust in Oberjestin in Pommern war ein stiller Mann, aber ein treuer und tapferer Vorkämpfer einer neuen Ordnung der Dinge in einer Umgebung, die dies zum Wagnis und Martyrium machte. Ein wackerer Mann weniger unter uns!

Ueber Admiral Tirpitz lassen wir die Geschichte reden. L. R.

Redaktionelle Bemerkungen.

Mit dem Aufsatz „Theologie und Kirche" schliesse ich nun die Reihe von mehr oder weniger theologischen Aufsätzen ab, die sich durch vier Hefte gezogen hat. Sie waren, ich weiss es, eine Zumutung an die „Laien" unter unsern Lesern, die ja deren grosse Mehrzahl bilden. Es ist wahrscheinlich, dass ich, wenn ich lebe, nach einiger Zeit noch Einiges dieser Art sagen werde — vielleich in anderer, besserer Form — zunächst aber sollen andere Autoren und andere Themen dran kommen. Ich hoffe, dass auch diese mehr „theologische" Arbeit für die meisten Leser nicht ohne Wert gewesen sei.

Der Aufsatz über die russischen Mennoniten stammt von einem ihrer Abkömmlinge.

An die Freunde der Neuen Wege.

Aus allerlei Gründen musste diesmal die Jahresversammlung auf Ende Mai verschoben werden. Wir bitten die „Freunde der Neuen Wege", davon Notiz zu nehmen. Der Vorsitzende der Vereinigung: R. Lejeune.